



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht 1931

6 (1931)



Nummer 6

Juni 1931

49. Jahrgang

Verlagort Nördlingen

Inhalt des Juniheftes:

Des Herrn Ruf auf Fronleichnam. Gedicht von E. Ringseis 161 Rundschau in der neuen Bulawaho- Mission. Von P. R. Alzwanger . . . 162 Gedanken 165 Mosehesh, der Begründer des Ba- suto-Reiches 166 Von der alten Zuherrlichkeit. Von P. Odo Ripp, RMM. 168	Elisabeth, V. P. Otto Grimm RMM. 170 Missionspost. Von P. Streit RMM. 175 Aus spanischen Gärten 176 Allerlei Vegetarisches aus Südafrika. Von einem Mariannhiller Mis- sionsbruder 178 Im Banne der Ngil. Von Hermann Skolaster 182
---	--

Das „Bergischmeinnicht“ erscheint mit oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Bergischmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bestellungen u. Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslow., Elsaß, Italien:
 Mariannhiller Mission Würzburg, Pleicherring 3
 Postsparkonto Nürnberg 194
 für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
 Mariannhiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8
 Postsparkonto Köln 1652
 für Schlesien und Norddeutschland:
 Mariannhiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52
 Postsparkonto Breslau 15 625
 für Österreich, Ungarn, Tirol, Jugosl., Rumänien:
 Mariannhiller Mission Linz a. D., Steingasse 23 a
 Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814
 für Schweiz und Liechtenstein:
 Mariannhiller Mission Altdorf, (St. Uri)
 Postsparkonto Luzern VII 187

Bezugspreis für das Jahr 1931:

Deutschland Einzelbezug	RM. 2.30
Deutschland Sammelbezug	RM. 2.—
Schweiz	Fr. 3.—
Elsaß	Fr. 15.—
Belgien	Belga 4.—
Tschechoslow. Lei	Kc. 20.—
Italien	Lire 10.—
Österreich	Schilling 3.30
Einzelbezug	" 4.—
Jugoslawien	Dinar 35.—
Ungarn	Pengö 2.80
Rumänien	Lei 92.—

Heilige Marienberehrer in Wort und Bild

Unsere Vorbilder und Führer im Marienmonat

Von D. W. Mut. — Mit Bildern nach Kupferstichen aus dem 15. Jahrhundert, vornehm ausgestattet und gebunden Mf. 1.50. 72 S.

Ein eigenartiges, vornehmes und ansprechendes Marienbüchlein, das besonders geeignet ist für die Mariandacht, für Erwägungen in jedem Marienmonat. Für 31 Tage im Monat wird je ein Heiliger in Wort und Bild gezeigt, der ein besonderer Marienberehrer war.

Das einfache Leben

der Mutter Gottes und der hl. Theresia vom Kinde Jesu

Nachahmbar geschildert in Erwägungen für den Maimonat

Von D. W. Mut. — Mit zwei Bildern. 136 S. Preis 1.50.

Das vorliegende Buch zeigt in 31 Erwägungen in schlichter Weise das einfache Leben der allerfertigsten Jungfrau und im Anschluß daran das Leben und die Fürbittmacht der kleinen hl. Theresia. Für Marienkinder ist das Buch ein Ansporn, gleich der hl. Theresia die Mutter Gottes innig zu lieben.

Das hl. Leichentuch und das hlst. Antlitz

unseres Herrn Jesu Christi

Von D. W. Mut. — 96 Seiten auf Kunstdruckpapier, 27 Bilder; Preis Mf. 2.—

Dieses Buch soll den Gläubigen Aufklärung bringen über das in Turin aufbewahrte Leichentuch und dazu beitragen, daß auch in Deutschland sowohl das hl. Leichentuch als auch das hlst. Antlitz mehr und mehr innigere Verehrung finde. Der dritte Teil des Buches enthält Gebete zum hlst. Antlitz.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bayern)

Aus Welt und Kirche

Ein Brief an die Sommergäste!
Liebe Sommergäste! Grüß Gott! Mit diesem alten schönen Tirolergruß begrüßt Sie mit seinen Pfarrangehörigen der Pfarrer von Wahrhofen.

Da ich nicht Gelegenheit habe, Sie alle persönlich zu begrüßen, so mögen Sie diesen Brief als herzlichen Willkommgruß von mir entgegennehmen. Ich spreche Ihnen meine Freude und meinen Dank aus, daß Sie unser liebes Zillertal und besonders Wahrhofen sich zum Sommerfrischort gewählt haben.

Ich sage ein herzliches Grüß Gott Ihnen allen, aus welchem Land Sie immer kommen und welcher Religion Sie immer angehören.

„Gott grüße Dich! Kein and'rer Gruß gleicht dem an Innigkeit.
Gott grüße Dich! Kein and'rer Gruß paßt so zu jeder Zeit.
Gott grüße Dich! Wenn dieser Gruß so recht vom Herzen geht,
Gilt dieser Gruß beim lieben Gott soviel wie ein Gebet.“

Sie, liebe Sommergäste, kommen aus weiter Ferne ins schöne, weltberühmte Zillertal. Wem wäre das Lied nicht bekannt: „Zillertal, Du bist mei' Freud!“ Sie kommen, um sich zu erholen, um die Berge zu besteigen, um die frische Gebirgsluft zu genießen, um Land und Leute kennen zu lernen. Ich wünsche Ihnen allen, daß die Zeit Ihres Aufenthaltes in unserem lieben Zillertal eine Zeit bester Erholung für Körper und Geist sei und Ihnen in angenehmster Erinnerung bleibe.

Sie bewundern unsere Berge mit ihrer herrlichen Aussicht und gewinnen dabei sicher auch die Überzeugung, die unser Hl. Vater Papst Pius XI. einst ausgesprochen hat, nachdem er durch dreißig Jahre seine Erholung in den Alpen gesucht und gefunden, als hervorragender Hochtourist die höchsten Alpenriesen bestiegen hatte: „Es erhebt sich der Geist beim Anblick jener überwältigenden Unermesslichkeit und gewaltigen Formen, die sich von den Gipfeln der Alpenhöhen aus ringsum dem betrachtenden Auge zeigen, wie auf leichten Schwingen empor zu Gott, dem Schöpfer und Herrn dieser großen Natur.“

Sie finden, liebe Sommergäste, im Zillertal ein rein katholisches Volk mit festem Glauben und tief religiösem Sinn, dem seine Religion überaus lieb und teuer ist. Doch darf und wird kein Zillertaler Sie belästigen, wenn Sie

einer anderen Religion angehören. Jeder Zillertaler achtet die Überzeugung anderer. So darf ich auch von Ihnen erwarten, daß Sie die fromme Gesinnung und die Religion meiner Pfarrangehörigen achten, und daß Sie in keiner Weise dieselben wegen ihrer religiösen Überzeugung belästigen, verspotten und ihnen eine andere Überzeugung aufzudrängen suchen.

Ich lade Sie, werte Sommergäste, alle ein, unsere liebe Kirche zu besuchen. Vom Hochaltar aus grüßt Sie der liebe Jesus, er streckt auch gleichsam die Arme nach Ihnen aus, als wollte er Ihnen zurufen: Sehet da dieses Herz, das die Menschen so sehr geliebt hat. Kommet alle zu mir!

Besonders lade ich Sie ein zur Teilnahme am Gottesdienste. An Sonn- und Festtagen wird schon um 5 Uhr eine hl. Messe gelesen. So können Sie, auch wenn Sie eine weite Tour unternehmen wollen, doch der Sonntagspflicht genügen. Um 6 Uhr ist hl. Amt mit Ansprache. Um 8 Uhr der Pfarrgottesdienst mit Predigt und hl. Amt.

Um Ihnen den Besuch des Gottesdienstes leicht und angenehm zu machen, wird in der Zeit vom 29. Juni bis 31. August an Sonn- und Festtagen ein eigener Gottesdienst für die Sommergäste gehalten. Derselbe beginnt um 10 Uhr und besteht in einer kurzen „Bergpredigt“ und hl. Messe mit deutschem Gesang. Zu diesem Gottesdienst lade ich alle Sommergäste recht herzlich ein. Ich bin überzeugt, daß dieser Gottesdienst Ihnen große Freude machen wird. Für die Katholiken ist der Besuch des Sonntagsgottesdienstes ohnehin Pflicht. Ich darf wohl voraussetzen, daß Sie, liebe Sommergäste, in anständiger Kleidung in der Kirche erscheinen und daß auch das Benehmen der Andersgläubigen der Heiligkeit des Gottesdienstes und der Heiligkeit des Hauses Gottes entspricht. Die deutschen Meßtexte für die betreffenden Tage und die Liedertexte finden Sie im Schriftenstand unserer Pfarrkirche.

Nachmittags ist an Sonntagen der Gottesdienst um 13 Uhr. An Werktagen ist um 6 Uhr und um halb 8 Uhr hl. Messe. Jeden Tag ist Gelegenheit zur hl. Beichte von halb 6 Uhr bis 8 Uhr morgens. An Samstagen abends um 19 Uhr. Wenn Sie zu einer anderen Zeit zu beichten wünschen, so mögen Sie sich im Pfarrhof melden.

Ich erlaube mir, Sie, liebe Sommergäste, aufmerksam zu machen auf den

sogenannten Portiunkula-Sonntag (2. August), so benannt nach dem Kirchlein in Assisi in Italien, dem Ursprungsort des großen Ablasses. Aufklärung über den Ablass finden Sie im Schriftenstand in der Kirche. Zum Portiunkulafest geht der Großteil meiner Pfarrangehörigen zur hl. Beicht und Kommunion, um sich des für diesen Tag bestimmten Portiunkula-Ablasses teilhaftig zu machen. Ich lade auch die katholischen Sommergäste freundlichst ein, diesen Tag zur hl. Beicht und hl. Kommunion zu benützen. Sie finden Gelegenheit zur hl. Beicht am Samstag von 15–22 Uhr; am Sonntag von 8–10 Uhr morgens.

Ein gebotener Feiertag ist in Österreich auch der 15. August (Fest Maria Himmelfahrt). Wir feiern an diesem Tage das selige Hinscheiden Mariens und ihre Aufnahme in den Himmel. Dieser Tag hat für unsere Pfarrgemeinde noch besondere Bedeutung, weil unsere Kirche Maria geweiht ist unter dem Titel Maria Himmelfahrt.

Einen besonderen Reiz für Sie, liebe Sommergäste, hat eine Prozession in einer Landgemeinde Tirols. Solche Prozessionen werden drei gehalten, und zwar am 4. und 7. Juni und am 6. September. Diese großen Prozessionen sind eingeführt, um dem lieben Jesus im heiligsten Sakramente Anbetung, Dank und Sühne darzubringen und den Segen Gottes auf die Gemeinde, auf die Felder und Feldfrüchte herabzuflehen. Die ganze Gemeinde beteiligt sich daran und bietet alles auf, um diese Prozessionen zu einer großartigen Rundgebung des hl. Glaubens zu machen. Den deutschen Text für die Prozession finden Sie im Fronleichnam's-Prozessionsbüchlein, die Lieder in der Lieder Sammlung, beide im Schriftenstand der Kirche. Ich erlaube mir, Sie zu bitten, daß Sie nur in anständiger Kleidung — die Herren unbedeckten Hauptes — der Prozession beiwohnen und sich so benehmen, wie es der Heiligkeit dieser großen religiösen Feier geziemt. Den Photographen ist es nicht gestattet, sich nahe heranzudrängen. Jedes, einer religiösen Feier ungeziemende Benehmen würde nicht nur die Ehrfurcht vor dem lieben Jesus im hlst. Sakramente verletzen, sondern auch meinen tiefgläubigen Pfarrangehörigen wehe tun.

In den Häusern, an den Wegen und auf den Bergeshöhen sehen Sie, liebe Sommergäste, viele Kreuze. Diese zeigen uns die Liebe Jesu zu uns Menschen und sind Zeichen der frommen, religiösen Gesinnung der Zillertaler. Zeigt uns die

Natur die Allmacht Gottes, so zeigen uns die Kreuze seine Liebe.

„Im großen Garten der Natur
Siehst Du des großen Gottes Spur.
Willst Du ihn noch größer seh'n,
So bleibe unterm Kreuze steh'n.“

Die Kreuze rufen uns zu:

„Bedenk, o Christ, denk es wohl,
Was dieses Kreuz bedeuten soll: „O rette
Deine Seele!“

O tritt hinzu und schau es an,
Es lehrt Dich, was der Herr getan, zu
retten Deine Seele.

O heiliges Kreuz, o stummer Mund,
Wie laut ruffst Du zu jeder Stund:
„O rette Deine Seele!“

Vergiß es nicht, vergiß es nicht,
Was dieses Kreuz auch zu Dir spricht:
„O rette Deine Seele!“

Vielleicht haben Sie, liebe Sommergäste, auch ein Bedürfnis nach angenehmer Lektüre. In den meisten Häusern werden Sie etwas finden. Religiöse Lektüre finden Sie im Schriftenstand in der Kirche. Unterhaltungslektüre bietet Ihnen in reicher Auswahl die Buchhandlung und Leihbibliothek Tyrolia am Kirchplatz. Haben Sie schon die Bücher von Reimmichl (Sebastian Rieger) gelesen? Wenn Sie Land und Leute kennen lernen wollen, wenn Sie sich auf das Angenehmste unterhalten wollen, so leihen oder kaufen Sie sich Reimmichl-Bücher in der Tyrolia. Kein anderer Schriftsteller kann so wahrheitsgetreu beschreiben, wie der Tiroler arbeitet und betet, singt und jodelt, lacht und weint, lebt und stirbt. Deswegen ist in Tirol kein Schriftsteller so beliebt wie unser Reimmichl mit seinen ernsten und humorvollen Geschichten. Seine 30 Bände sind fast in einer Million Exemplaren in allen deutschen Ländern verbreitet und bilden die Lieblingslektüre der Sommergäste in Tirol.

Wahrscheinlich haben Sie, liebe Sommergäste, auch das Bedürfnis Bäder zu nehmen. Ich erlaube mir, Sie in ihrem eigenen Interesse und im Interesse meiner Pfarrangehörigen auf folgendes aufmerksam zu machen: 1. Es ist nicht gestattet in Flüssen und Bächen zu baden, sondern nur in den Badeanstalten. 2. Es ist nicht gestattet an Straßen, Wegen, in der Nähe von Häusern, überhaupt wo Leute verkehren, sich zu entkleiden und Sonnenbäder zu nehmen. 3. Es ist niemand, auch Kindern nicht gestattet, in Badekleidern spazieren zu gehen oder sich irgendwie außer den Badeanstalten öffentlich sehen zu lassen. Ich bitte Sie, liebe Sommergäste, diese Punkte genau

Vergißmeinnicht



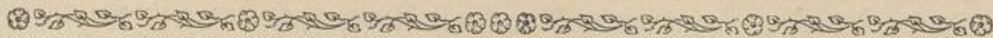
Illustrierte Zeitschrift der
Marianthaller Mission



Nummer 6

Juni 1931

49. Jahrgang



Des Herrn Ruf auf Fronleichnam!

Tragt mich hinaus von den Altären,
Ich will zu meinem Volke geh'n,
Den Anblick allen zu gewähren!
Die sich von meinem Tische nähren,
Sie wollen mich mit Freuden zähren,
In ihrer Mitte wandeln seh'n.

Die Andern auch, mir fern geblieben
In Irrtum oder Sündennacht, —
Von Huld und Sehnsucht angetrieben,
Such' ich sie auf — vielleicht zerstreut
Die Schatten, wird von meinem Lieben
Ein kaltes Herz zur Glut entfacht.

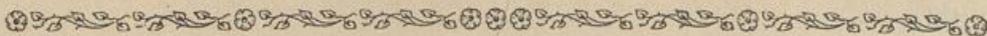
Ich grüße euch, der ich erstanden,
Der ich zum Himmel fuhr empor;
Nicht hält der Himmel mich in Banden;
Zugleich noch in der Erde Landen
Wohn' ich; und selig, die mich fanden,
Den Liebsten, hinter'm Gittertor!

Ich bin wahrhaftig noch hienieden,
Der Gottmensch weilet unter euch;
Derselbe, der am Kreuz verschieden,
Der nimmer Schmach um euch gemieden;
Er heut der Andacht still den Frieden
Und duldet Gegners Wutgeheuch.

Seht wie unscheinbar arm ich throne,
Gehorsam, äußerlich ein Brot!
Doch dies ist Lust dem Menschensohne,
Daß er bei Menschenkindern wohne
Dies die Vollendung, dies die Krone
Vom Opferleben, Opfertod.

Tragt mich hinaus von den Altären,
Die Gassen lasset mich durchzieh'n!
Will Hoffnung nähren und verklären,
Will wecken Freud' und Reue zähren,
Will solche Liebeshuld gewähren,
Daß mich erkennen, die mich flieh'n.

E. Ringseis



Rundschau in der neuen Bulawayo-Mission

Von P. Konrad Uhwanger, RMM.

Vor einem halben Jahrhundert herrschte im Lande zwischen Limpopo und Sambesi ein Negerfürst. Sein Vater Silikazi war mit einem kleinen Heere von Zulukriegern von Zululand ausgezogen, aber anstatt dahin zurückzukehren, zog er weiter nach Norden. Sein Heer wurde von den Gewehren der Buren dezimiert, aber er wußte es auf einfache Weise wieder zu vergrößern. Eine Ansiedlung nach der andern wurde überfallen, alle Kinder und alten Leute niedergemetzelt und die jungen Männer ins Heer eingereiht. So zog Silikazi mordend und brennend durch das Betschuanaland und trieb es noch viel schlimmer unter den Stämmen im heutigen Süd-Rhodesia. Sein Sohn und Nachfolger Lobengula hatte ein stattliches Heer von etwa 10 000 Mann, während sein Vater wie ein Forscher, der zur Zeit Lobengulas dieses Land durchreiste, sagt, mit nur 40 Zulumännern, die den Kopfring trugen, Transvaal verließ, wo er starke Verluste erlitten hatte. Den Kopfring trugen nur die volljährigen Männer. Das Volk dieser eingewanderten Zulus und ins Heer gezwungenen Betschuanas und Wakalangas war ein Militär, oder wenn man ihre fortwährenden Raubzüge in Betracht zieht, ein Räubervolk. Tapferkeit war die angesehenste Eigenschaft, die aber oft mit Grausamkeit gepaart war. Religion hatte da keine gastliche Aufnahme zu erwarten. Zwar ließ der Herrscher alle Arten von Aberglauben und heidnischen Gebräuchen bestehen, die die einzelnen von ihrer Heimat mitgebracht hatten, aber er verweigerte den Missionaren, das Christentum zu predigen und seine Leute zu bekehren.

So hatten die ersten Jesuitenmissionare, die am Hofe dieses Negerherrschers lebten, Jahre harter Entbehrungen und Opfer zu überstehen, ehe sie imstande waren, das Werk der Bekehrung zu beginnen. Lobengula schenkte ihnen ein Stück Land mit der schmeichelhaften Bemerkung, es sei das Land der Hunde, das überlasse er ihnen. Dieses Geschenk Lobengulas ist die heutige Mission Empandeni. Dieses Wort bedeutet: an der Wurzel. Da sollte also zuerst die Art an die Wurzel des Heidentums gelegt werden. Die Bevölkerung ist ein Gemisch von Wakalangas und anderen Stämmen, die unter Lobengulas Herrschaft zum großen Teil die Sprache der Matabele angenommen hatten, obwohl nur wenige unter ihnen wirkliche Matabele sind.

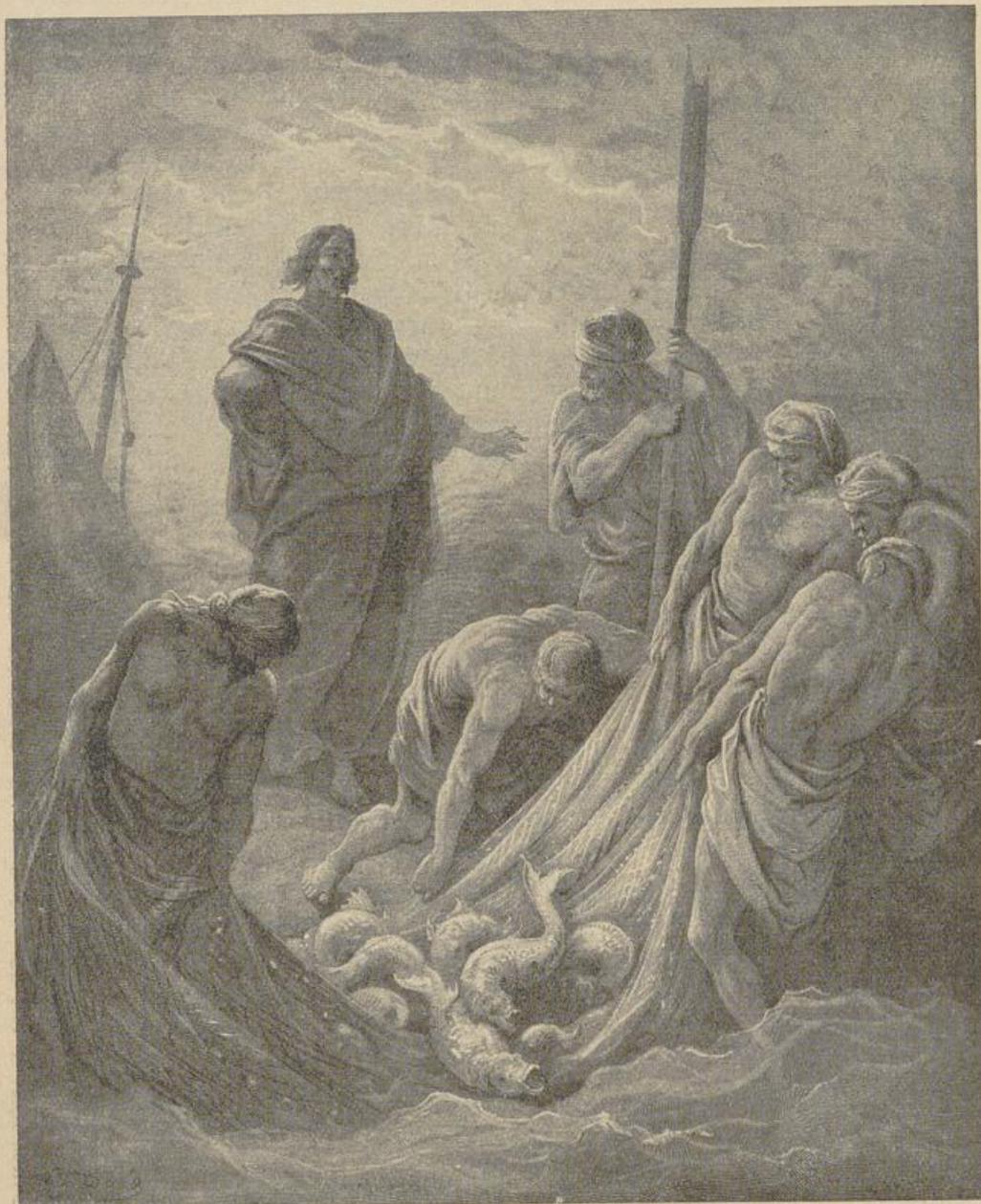
Etwa 2000 Neger bewohnen dieses Missionsland und zahlen eine kleine jährliche Rente an die Mission, welche dazu hilft, das Missionswerk im Ganzen zu halten, aber für die Ausgaben für Schulen usw. nicht ausreicht. Die Missionsstation besitzt eine stattliche Kirche, einen Bau aus behauenen Granitsteinen. Drei Österreicher aus Böhmen

arbeiteten für Gotteslohn und haben hier wie in mehreren anderen Missionen ein Denkmal ihres Fleißes und werktätiger Frömmigkeit hinterlassen, das viele Generationen überdauern wird. Doch ein kleiner Feind ist eingedrungen und hat seine Zerstörungsarbeit schon soweit getrieben daß eine gründliche Restaurierung notwendig ist. Es sind die kleinen Termiten, die in rastloser Arbeit die Wände mit ihren Gängen durchlöchern bis hinauf zum Dach um dort wie überall wo sie Holz antreffen, dasselbe zu fressen. Diese Reparatur der Kirche wird der Mission nicht geringe Kosten verursachen. Es wurde beim Bau leider unterlassen, die Mauern durch eine Einlage von Blech oder Zement gegen diese Zerstörer zu sichern. Außer der Kirche fällt noch das Haus für die Patres und Brüder in die Augen. Es ist wie die Kirche aus Granitquadern erbaut und leidet unter dem gleichen Abestande.

Zwischen Bäumen versteckt liegt der Konvent der Notre Dame-Schwester, die etwa 200 Kinder aus der näheren Umgebung unterrichten. Für eine Schule mit Schülern, die auf der Mission bleiben, ist der Anfang gemacht, aber die nötigen Bauten sind noch zu errichten. An der Grenze des Missionslandes, 10 bis 12 Kilometer von der Hauptstation entfernt, liegen fünf Außenschulen, die bis auf eine von Negerlehrern besorgt und von der Hauptstation aus regelmäßig besucht werden. Eine jedoch, Embakwe genannt, ist von einem Pater und vier Schwestern besetzt und hat außer einer Tagesschule für die Eingeborenen auch eine Schule für halbweiße Mädchen. Letztes Jahr wurden von hier aus weitere vier Außenschulen eröffnet außerhalb des der Mission gehörigen Gebietes. Auch von Empandeni aus wurden einige neue Plätze südlich in Angriff genommen und so eine Verbindung hergestellt mit dem Gebiet, das von der St. Joseph-Mission aus bearbeitet wird.

St. Joseph ist eine Neugründung inmitten der Neger-Reserve Sesukwe. Zwar wurde schon einmal vor einigen Jahren ein Anfang von den Jesuitenpatres gemacht, wurde aber wegen eines Unfalles nach wenigen Monaten wieder verlassen. Ein Pater und ein Bruder teilen sich gegenwärtig dort in die harte Arbeit, fernab von der Zivilisation.

Das ehemalige Hauptquartier des Matabeleherrschers Lobengula ist heute eine moderne Stadt, die größte Süd-Rhodesias und ein Eisenbahnknotenpunkt. Die Jesuiten hatten dort ein Kolleg für weiße Knaben, das sie aber vor einigen Jahren verkauften, resp. in die Hauptstadt Salisbury verlegten. Gegenwärtig gehört der katholischen Kirche dort ein kleines Grundstück auf dem die stattliche Kirche steht, ähnlich der in Empandeni und ein einstöckiges kleines Gebäude, das als Wohnung für zwei Priester und einen Bruder dient, es ist das Pfarrhaus für die weißen Katholiken in Bulawayo. Von hier aus werden von Zeit zu Zeit die über das ganze Land zerstreuten Katholiken besucht. Hunderte Kilometer Autofahrt sind dazu nötig. In dem Stadtteil, der ausschließlich für die Schwarzen reserviert ist, hat, wie zahlreiche pro-



Der reiche Fischfang

testamentliche Sekten, auch die katholische Mission eine Kirche, ein Wohnhaus für die zwei Priester und zwei Schulen, eine für Schwarze und eine für Halbweiße und Indier. Ein großes Dominikanerinnenkloster mit meist deutschen Schwestern besorgt eine Schule für europäische Mädchen und jene für die halbweißen. Der Missionar der Eingeborenen in Bulawayo hat noch mehrere Außenposten zu besorgen. Der entfernteste und wichtigste davon ist Wankie, über 300 Kilometer entfernt. Die großen Kohlenbergwerke dort bringen eine große Anzahl von Arbeitern Verdienst. Nicht wenige davon sind Katholiken. Es wäre eine gute Stelle zu einer neuen Missionsstation, wenn nur die Mittel dafür vorhanden wären.

Damit sind die bisher bestehenden Zentren missioneller Tätigkeit im neuen Missionsgebiet Bulawayo erwähnt. Sie sind nur wie ein paar kleine Oasen im weiten Wüstenland. Der größte Teil der schwarzen Bevölkerung hat noch nie einen katholischen Missionar gesehen und kennt die wahre Religion nicht. Das Land ist nicht sehr fruchtbar, da der Regen zu spärlich ist und Jahre ohne Ernte infolge Dürre sind nicht selten. Daher sind die meisten Teile nur wenig bevölkert. Meist finden sich die Ansiedlungen den Flüssen entlang, in deren Sandbetten während des ganzen Jahres nach einigem Graben etwas Wasser zu finden ist. Doch wird eine bessere Bearbeitung des Landes, Graben von Brunnen und Anlegen von Teichen durch Erddämme sowie bessere Methoden in der Landwirtschaft die Fruchtbarkeit des Landes mehr und mehr heben und der wachsenden Bevölkerung Heimat und Erwerb bieten können. Das Klima ist wegen der Trockenheit gesund aber zum Teil sehr heiß. Südfrüchte, wie Orangen und Zitronen, gedeihen gut, soweit ihnen genügend Wasser zugeführt wird. Die eingeborenen Neger bauen neben den dortigen Getreidearten auch Mais, Kürbisse und Melonen. Doch überwiegt die Viehzucht; Rinder, Schafe, Ziegen und Esel sind der Hauptbesitz der Matabele während die Pferde nur selten zu sehen sind, da sie leicht einer Krankheit zum Opfer fallen.

Religiös steht die Bevölkerung tief und es wird noch viel Gebet, Arbeit und Opfer kosten, bis ein größerer Teil von ihnen wirklich gute Christen sein werden.

Gedanken

Die Mutter vermacht ihrem Kinde die Kräfte ihres Geistes und die Gaben ihrer Seele. So reicht sie über die Gegenwart hinaus in die Zukunft, und weiter bis zur Ewigkeit.

Der Kinder Glanz und Ruhm ist Ehre und Verherrlichung für die Mutter.

All die Riesen des Geistes und der Tugend sind einer Mutter Kind. Hinter ruhmbedeckten Namen leuchtet hoch und hehr gleich mildem Morgenlichte der Name: Mutter!

Mutterschaft ist wohl ein schwererer, aber ein würdevoller, ein dornenvoller, aber auch ein ruhmreicher Weg zur Ewigkeit.

Moschesch, der Begründer des Basuto-Reiches

Moschesch wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts geboren. Seine Heimat haben wir im Norden des heutigen Basutolandes zu suchen, wo am Schosfluße sich ein kleiner Volksstamm angesiedelt hatte. Der Großvater des später so bedeutenden Mannes hat sehr wenig Aufsehen erregt, man weiß nur, daß er Peete hieß. Sein Vater Mofachane war Jäger und Häuptling eines kleinen Dorfes. Er hatte einen energischen Charakter und spielte in der Lebensgeschichte seines Sohnes wiederholt eine große Rolle. Der hagere, wortfarge Mann ging, wo er nur konnte, den Weißen aus dem Wege. Nach seiner Ansicht war der Zucker das einzige Gute, das sie nach Südafrika gebracht hatten.

Moschesch wuchs auf wie andere Knaben des Dorfes. Doch durch den Einfluß eines seiner Verwandten erhielt sein Leben eine andere Richtung. Er hatte nämlich einen Vetter namens Mahlomi, den man wegen seines Wissens weit und breit suchte und verehrte. Er behauptete, mit Gott in Verbindung zu stehen, aß sehr wenig und trank kein berauschendes Getränk. Er war in der Arzneikunde erfahren und brachte manche Heilung zustande. Doch lehrte er sich entschieden ab von der Wahrsagerei und nie warf er die Würfel, um das Schicksal zu erforschen. Mit der Kunst des Gedankenlesens war er vertraut.

In einer Zeit, wo einer dem andern nicht traute, wanderte Mahlomi von Ort zu Ort und von Stamm zu Stamm. Er glaubte immer noch an den Frieden und an die Möglichkeit einer Stammesverbrüderung. Doch war die Weise, auf die er die Stammesbeziehungen herzustellen versuchte, recht origineller Art. In jedem Stamme, den er besuchte, heiratete er eine Frau, baute für sie ein Haus und zog dann bald weiter. Er wußte, daß bei seiner Wiederkehr er wegen seiner Frau in diesem Volksstamm wieder freundlich aufgenommen werden würde. So sehr paßte er sich dem Stammesbrauch an, daß er bei einem Volke, dessen Reichtum in Hunden bestand, solange blieb, bis er die für den Brautpreis nötigen Hunde verdient hatte. Darauf erwarb er sich eine Frau und zog bald darauf wieder weiter.

Moschesch hatte zweimal eine Unterredung mit diesem Weisen. Mahlomi erkannte die Fähigkeiten des Burschen und sagte ihm seine machtvolle Stellung voraus: „Mein Sohn“, sagte er, „wenn du auf alles verzichten kannst, nehme ich dich überall mit, wohin ich gehe, doch es geht nicht; denn einstens sollst du über Menschen herrschen, lerne darum die Menschen kennen. Und wenn du einst richtest, so richte gerecht.“

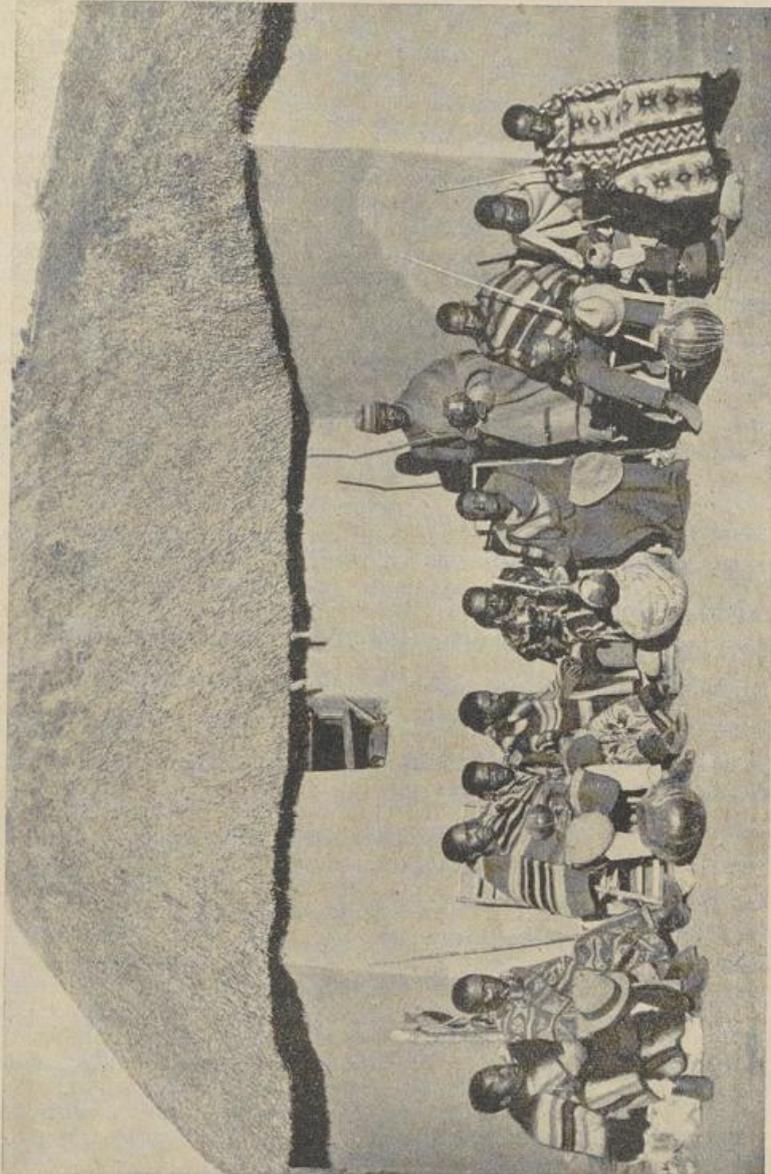
Diesen Rat suchte nun Moschesch in seinem Heimatdorfe zu befolgen. Er ging recht häufig in den „lekhotla“ oder das Gehöft, wo sich die Geschäfte des Dorfes abwickelten und durchreisende Fremde anzutreffen waren. Hier wollte er sich Menschenkenntnis aneignen. Hier kam er auch mit den Männern des Dorfes in nähere Berührung. Gern lauschte alles, wenn er das Wort ergriff. Doch mit zwanzig Jahren heiratete er und verließ nach der Sitte seines Stammes das Dorf seines Vaters und suchte sich einen eigenen Wohnort. Er wählte dazu Buttha-Buthe, wo die Verwandten seiner Frau sich aufhielten.

Die Afrikaner haben einen sicheren Blick für den Charakter und die Fähigkeiten ihres Mitmenschen. Bald sammelten sich Männer um Moschesch und riefen ihn zum Führer und Häuptling aus. Anfangs kamen sie nur vereinzelt zu ihm, doch bald wurden sie zahlreicher. Schließlich kam ein armer Häuptling zu Moschesch und übertrug ihm die Herrschaft über die Reste seines Stammes. Unter diesem landstreichenden Gesindel, das sich von seinem Stammesvolke losgelöst hatte und nun bei ihm Zuflucht suchte, befanden sich auch einige Zulus. Es war ein eigenartiges Mengengemisch, disparat in Sitten und Gebräuchen, erst recht in der Sprache, ja, einige waren sogar Stammesfeinde.

Doch Moschesch wies niemand ab, der zu ihm seine Zuflucht nahm und bemühte sich durch ständige Sorge und strenge Disziplin diese Teile zu einem Ganzen zusammenzuschweißen. Dazu drängte es ihn um so mehr, da er sich

als Basuto ein Volk nur in nationaler Geschlossenheit vorstellen konnte. Diese Eigenart ist den Basutos bis auf den heutigen Tag geblieben.

Eines brachte auch Moschesh nicht zustande. Es gelang ihm nämlich nicht, seine Leute von Räubereien und Rachezügen abzuhalten. Viele Jahre später bekannte er traurig in einem Briefe an einen hohen Regierungsbeamten: „Das



Christliche Basutos (Siddafrika)

Gesetz der Wiedervergeltung sitzt zu tiefst in unserem Wesen.“ Er selbst war wohl der einzige, der sich frei hielt von Rachegelüsten.

Moschesh war geneigt, stets im Frieden zu leben. Doch wandernde Horden unter angriffslustigen Führern zwangen ihn immer wieder zum Kriege. Da uns aber die Kriege nur insoweit interessieren, als sie uns den Charakter des „Häuptlings vom Berge“ erkennen lassen, übergehen wir sie in der Hauptsache.

Der erste große Angriff wurde von Sekonyela und dem Batlokoavolle auf

Butha-Buthe gemacht. Sie trieben Moschesch und seine Leute in ihr befestigtes Lager und schnitten ihnen jede Zufuhr ab. Ihr Vieh wurde gestohlen und die Ernte vernichtet. Dieses Ereignis brachte Moschesch zur Erkenntnis, daß Butha-Buthe für einen dauernden Aufenthalt nicht genügend geschützt sei. So mußte sein erst im Entstehen begriffenes Volk eine Wanderung antreten.

In seiner Bedrängnis erhielt er die Kunde, daß zwanzig Meilen südwärts eine weniger zugängliche Felsenfeste lag. Diese galt es zu erreichen. Doch wie konnte ein vom Feinde umgebener Häuptling den Ring des ihn umschließenden Heeres durchbrechen und Frauen, Kinder und Vieh durch ein Gelände führen, auf dem von allen Seiten Gefahren drohten? Nun wußte er, daß nicht weil von seinem Gebiete die Leute Umsiligazis herumstreiften und nach Beute ausspähten. Er ließ darum durch einen geheimen Boten ihre Aufmerksamkeit auf die großen Rinderherden der Batlofoa lenken, die ihn belagerten. Sofort fielen die Matabele unter ihrem Führer Umsiligazi über die Belagerer her und durchbrachen den Ring der Feinde. Nun stand der Weg offen für den Auszug des Moschesch nach Shabu-Bju, dem „Berge der Nacht“. Dies ist ein Felsen-
nest, das seit dieser Zeit den Mittelpunkt im Stammesleben des Basutovolkes bildet. (Fortsetzung folgt.)

Von der alten Zulukerlichkeit

Von P. Odo Ripp, RMM., Maris Stella

Das Gewitter erzeugt eine gedrückte Stimmung im Reiche der Natur. Unheißer Sommertagen, wenn rabenschwarze, bleisarbene Wolken über die Landschaft ziehen, feurige Schlangen grellausleuchtend aus dem Gewölke zuhen, rollender Donner die Lüfte erdröhnen macht, da stockt der Atem und gleichsam wie gebannt horchen alle Elemente auf. Bange Furcht und Beklemmung, ob nicht das schaurige Naturereignis Tod und Verderben bringe, liegt wie ein schwerer Alp auf allen Lebewesen. Alles, was da freucht und flucht hat sich in seine Schlupfwinkel zurückgezogen.

Dies Bild gibt uns in etwa eine Vorstellung der Geistesverfassung eines Naturvolkes, das von Gewaltmenschen beherrscht wird, die da selbstherrlich mit launenhafter Willkür ihre wilden Leidenschaften über die geknechteten Untertanen ausblitzen lassen. Wittert solch ein Unmenschen irgend eine Stimmung, die gegen ihn gerichtet ist, so werden solche Nebenbuhler meuchlings aus dem Wege geschafft. Beschleicht den Tyrann irgend eine Anwandlung eines Lasters der neunköpfigen Hydra, so wird dieselbe sofort befriedigt, mag auch Menschenblut in Strömen fließen. Daran weidet und ergötzt sich der Unhold, wenn ihm die sterbenden Opfer einen letzten Huldigungsgruß zusenden. „Heil dir, Cäsar, die im Begriffe sind zu sterben, grüßen dich!“ So schrien die dem Tode geweihten Gladiatoren in der Arena, so auch die wilden Scharen der Krieger, die sich für ihren förmlich angebeteten Herrscher in den Tod stürzten. Wie ein Damoklesschwert ängstigte die Furcht vor den Wutausbrüchen des launischen Herrschers die gelähmte Volksseele, die jeder persönlichen Freiheit beraubt, schließlich ihr Heil in Kriecherei und Vergötterung des gefürchteten Ungeheuers zu finden hoffte. Solche Verfassung hemmte natürlich alle Seelenkräfte, hinderte jede Entwicklung und den Fortschritt. Alles bewegte sich im Geleise des Herkömmlichen, des zum Fortbestehen des Volkes Zweckdienlichen.

Besuchen wir nun einen solchen Herrscher in seinem königlichen Hoflager. Wie sonstige Herrscherfamilien ihre Residenzen über das ganze Land zerstreut haben, so war es auch Brauch bei den Schwarzen. Durch ihr persönliches Verweilen in den verschiedenen Landesteilen suchten sie ihr Ansehen und ihre Macht beim Volke zu heben. Wie sonst die Mächtigen der Erde in früheren Zeiten gern hinter festen Plätzen und Bergeshöhen sich verschanzten, so suchten auch die hiesigen Herrscher einen von der Natur geschützten Platz für ihre Niederlassung. Für gewöhnlich war dies ein sanft ansteigendes Gelände, das nach oben hin eine natürliche Deckung durch eine Felswand oder einen Wald hatte. So konnte

ein feindlicher Angriff nur von einer Seite gemacht werden. In einer solchen Ansiedlung war nun alles wie in einem Bienenstaate geordnet. Wohl die größte Anlage dieser Art war die Siedlung im Zululand, die von Dingaan im Jahre 1829 erbaut, von den Buren 1839 zerstört wurde. Sie befand sich zwischen den zwei Nebenflüssen des weißen Infolozi, dem Umkumbane und Unzololo. Der Grundriß dieser Anlage entspricht der Form der nach abwärts eingebogenen Ochsenhörner oder der zwei Elephanzähnen. An 1500 Hütten, die an manchen Stellen fünf oder sechs Reihen dicht hintereinander lagen, bildeten die oben erwähnte Form. In der oberen Rundung lag die königliche Residenz mit den „weißen“ und „schwarzen“ Harem, wo die Frauen und Kinder wohnten, sowie die vielen Jungfrauen, die von den einzelnen Familienhäuptern dem Könige geschenkt wurden. Diese verteilte er meistens als Frauen an seine Günstlinge gegen eine Gabe von 30 bis 40 Ochsen. Dieses junge, lebenslustige Geschlecht empfand es als eine herbe Gefangenschaft und schmäbliche Sklaverei, in diesen Hütten zusammengepfercht zu werden. Jeder persönlichen Freiheit beraubt, ohne Arbeit außer etwas Flechtwerk aus Perlen, verbrachten sie ihre Zeit in diesen spärlich erhellten Räumen. Vor der schwarzen Majestät durften sie nur Inien erscheinen. Ihre Nahrung war reichlich, bestand aus Fleisch und Feldfrüchten. Ein Gericht, wiewil genannt, bestand aus geronnenem Blut der Ochsen mit Maisbrei vermischt. Kein Wunder, daß manche unglaublich fett waren, in Schweiß gebadet auf ihren Matten saßen, die von eigenen Bedienten gewechselt und getrocknet wurden. Zu ihrer Bedienung und Aufsicht waren ältere Witwen und Sklavinnen bestellt. Das ganze Institut war unter Oberaufsicht der Königin. Bei ihren Ausgängen zum Baden im nahen Flusse, waren sie von bewaffneter Polizei umgeben, um jeden Fluchtversuch zu verhüten. Traf es sich, daß jemand des Weges kam, so mußte er sich, sobald er diese gesehen hatte, sofort zu Boden werfen und seinen Kopf ins Gras stecken. Vorwitzige Blicke hätte er mit dem Leben zahlen müssen.

Dieses Viertel der Hoffstranzen war dicht umzäunt mit dem buschigen Umkleebaum, der glänzend rote eßbare Beeren trägt. Viel moralisches Elend war hier nun aufgehäuft. Es schmachteten in diesem Verließ mit tödender Langeweile die Blüten des jungen Volkes, die Töchter der Edlen des Landes. Die Geschichte berichtet von graufigen Szenen, von Fluchtversuchen und Einbrüchen in dieses fluchbeladene Viertel. Einmal wurden ganze Abteilungen junger Krieger und solcher Hoffnungern lebendig in einen tiefen Abgrund gestürzt als Fraß wilder Tiere und Geier. Es ist darum nicht zu verwundern, daß diese armen Wesen nach einem Retter seufzten. Dies geschah, als die Buren im Jahre 1838 diese Stadt zerstörten. Da ging ein Jubel und Freudenschrei durch's ganze Land. Da hieß es frohlockend: „Heutzutage sind wir nicht mehr mit Umklele eingezäunt. Es lebe die goldene Freiheit!“

Oben an diese königliche Residenz schlossen sich beiderseits die vielen Hütten der Hofdiener, Minister, Krieger, Sorhüter und Nachtwächter an. Unten waren die beiden Hüttenreihen durch ein Tor abgeschlossen. Die ganze Siedlung war noch mit einer Steinmauer eingefriedigt. Es war somit eine wirkliche Stadt mit Tausenden von Einwohnern. Den inneren Hof bildete die „Isibaha“, die Viehpferche für das Vieh, das dort nach Rückkehr von der Weide gemolken wurde. Nach diesem Plan, jedoch meist in bedeutend kleinerem Ausmaße waren die königlichen Hoflager gebaut und man hat sich diese Anlage zu merken, will man manches von der Hofsprache und sonstigem Zeremoniell verstehen. Dort einen Besuch machen, heißt, „zum Könige oder zum Großen hinaufziehen“. Wer könnte nun alles beschreiben und erzählen, was sich an Intriguen und Rabalen sowie sonstiger Verworfenheit in einer solchen Siedlung zugetragen hat. Darüber weinten die Engel und freuten sich die Dämonen. Doch war auch manches Schauspiel zu sehen, das von menschlichem Können zeugte und in seiner Art kaum zu überbieten war. Szenen waren da geboten, die den Beifall eines Publikums im römischen Amphitheater sich verdient hätten. Die beim großen Erntefeste aufgeführten Spiele und Kriegstänze würden der verwöhnten Schaulust neuen Ansporn gegeben haben. Sodann die Kriegsgeänge, die in feierlichem Rhythmus wie brausende Wasserlawinen die Lüfte erfüllten, wären für manche Ohren ein erlesener Festgesang gewesen. Das Heidentum feierte daselbst seine

ausgelassensten Orgien, das Reich des Fürsten dieser Welt schwelgte in seinen üppigsten Gelagen.

Im Geiste möge sich der freundliche Leser an ein solches Hoflager begeben, um Zeuge des dortigen Getriebes zu sein. Wünsche der Herrscher aus irgend einem Grunde jemand zu sprechen, so wurde er durch einen Diener gerufen. Von oben herab erschallte es mit lauter Stimme: „Nang' ubani bo! Sieh' mal dort den N. N., so lange bis der Gerufene entgegnete: „Freund, es wurde gehört, der du groß geworden, während andere zurück, d. h. klein blieben, du kamst den Bergen zuvor, warst eher als der Umpehlela und der Maqwatqziberg.“ Alsdann zog er hinauf, laut verkündend die Preisnamen seines Fürsten. Vom Türhüter wurde er zum Eingang der Wohnung des Großen gewiesen. Es kam nun vor, daß der Despot sich an irgend einem Schauspiel seiner Laune weiden wollte. So gab er in Huld irgend einem Eingeladenen eine Mahlzeit. Das Hofzeremoniell schrieb nun vor, daß der gewöhnliche Mann wie ein Hund ausgestreckt auf dem Boden kauere. Das Fleisch erhielt er auf einer Schmatte vorgelegt. Dieses hatte er nun zu beißen und zu kauen, ohne es irgendwie mit den Händen zu berühren, selbst wenn es faul und voller Würmer war. Solches Fleisch galt früher als ein Leckerbissen. Dann ließ man ihn aus dem Bierkrug einige mächtige Züge schlürfen oder er erhielt gekochtes Ochsenblut mit geriebenem Mais und Fett vermengt. Auch dieser Imbiß machte jedem den Mund wässrig. Während das in Staub getretene Menschenkind also Mahlzeit hielt, lagerte das schwarze Ungetüm auf einem erhöhten Platze und unterhielt sich scherzend mit seinem Harem. Beim Abschied entfernte sich der Geladene auf allen Vieren kriechend rückwärts zum Eingange, seine Augen unverwandt auf den König richtend. Für Speise und Dank dankt man mit dem Sprichwort: „Das Mahl wurde gemacht vom Eigentümer“, was soviel sagen will, es war seiner Größe und Gastfreundschaft würdig. Wer nun wieder heil aus der Nähe in das Freie kam, wurde von den andern als etwas Großes angestaunt. Niemand traute sich zu lachen, war er doch gleichsam im Schatten des „großen Tieres.“

Ist das eine Szene, wird sich mancher Leser denken. Ja, ist das der Mensch, den Gott um ein Weniges nur unter die Engel gestellt, mit Herrlichkeit und Ehre ihn gekrönt hat? Allein, der Mensch hat es nicht erkannt. Da er in Ehren war, bedachte er es nicht, so ward er dem unvernünftigen Tiere gleich und ward ihm ähnlich. (Ps. 4. 8.)

O Christenmensch, bedenke es, daß Gott dienen, seine Gebote befolgen, herrschen heißt. Davon abweichen führt zur Sklaverei der Sünde, wobei Satan die Seele knechtet. Christo dem Könige der Ewigkeit den Dienst versagen, liefert dich anderen Herren aus, die deiner wahren Seelenwürde dich berauben, dich zum Vasallen niedriger Leidenschaften machen. Den Heerbann des himmlischen Königs verlassen, setzt dich der Gefahr aus ins Elend zu geraten, in den Abgrund zu gleiten, woraus so manche Seele jämmerlich ruft: „In tiefem Schlamm bin ich versunken und kein Grund und Boden ist da, der die Tiefe meines Elends meiner Entwürdigung aufhalten könnte.“ Doch nein, blick nach oben, der Eingang zu Christi Erlöserherz steht dir weit offen.

Elisabeth

Von P. Otto Grimm, RMM., Missionsstation Marialinden.

Elisabeth verlor schon als Kind ihre Eltern. Sie wurde als Heidin erzogen und von ihren näheren Angehörigen nach heidnischer Art zur Beschneidung geschickt. Die Beschneidung bei den Basutos ist eine Art Taufe und Großjährigkeitserklärung. Die Knaben wie die Mädchen getrennt voneinander machen da eine Art Schule durch, die 6 bis 10 Wochen dauert. Alle Burschen gehen zu diesem Zweck in die Berge und bringen dort die ganze Zeit in Berghöhlen zu, unter Aufsicht von

älteren Männern. Die Mädchen dagegen gehen an die Flüsse, wohnen gemeinschaftlich in einer großen Hütte unter Aufsicht von älteren Weibern. Während dieser Zeit nun werden die jungen Basutos in die heidnischen Gebräuche, Tänze und Ansitten eingeführt. Gegen Ende dieser Zeit wird die Beschneidung an Burschen und Mädchen vorgenommen, die geradezu mit teuflischen Zeremonien verbunden ist. Diese jungen Leute kommen wie vom Teufel besessen und beeinflusst zurück. Selbst junge Christen nehmen an diesem teuflischen Akt teil, was natürlich als öffentlicher Abfall vom Glauben gilt. Solche öffentlich Abgefallene werden nur nach längerer, strenger, öffentlicher Buße in die Gemeinde der Gläubigen aufgenommen, ähnlich wie zur Zeit der ersten Christen.

Auch Elisabeth, von der ich erzählen will, hatte diese Schule durchgemacht, da sie noch Heidin war. Kurz nach ihrer Rückkehr wurde sie schwer krank, vom Fieber erfaßt. Der Missionar wurde zu ihr gerufen, sie versprach sich zu bekehren und wurde in Todesgefahr getauft auf den Namen Elisabeth. Der liebe Gott gab ihr die Gesundheit wieder, wie überhaupt auffallenderweise hier die meisten Kranken nach der hl. Taufe wieder gesund werden. Darum verlangen die Heiden, wenn sie krank sind, gewöhnlich nach der hl. Taufe, um gesund zu werden. Mit dem Vorsatz der Bekehrung ist es leider selten ernst gemeint, wie viele Tatsachen beweisen. Elisabeth gehörte nicht zu den letzteren. Sie nahm es ernst mit der Bekehrung, lernte und betete eifrig und sang mit ihrer silberhellen Stimme in der Kirche wie eine Nachtigall. Sowohl der Priester am Altare als die Gläubigen in der Kirche merkten sofort ob sie da war oder nicht. Nebenbei gesagt, Elisabeth war nach dem Geschmack der Basutos auch ein schönes Mädchen, schön von Gestalt und schön von Gesicht. Ich möchte noch hinzufügen, sie hatte auch eine schöne starke Seele. Den Beweis dafür hatte sie gegeben. Kein Wunder, wenn der Häuptling dieses Stammes, ein Andersgläubiger, durch ihre Schönheit angezogen, Elisabeth als 3. Weib begehrte. Denn bekanntlich leben hier die Heiden und selbst abgefallene Christen, sowohl Protestanten als Katholiken in Vielweiberei. Die Aussicht, oder wie man daheim sagt, „die gute Partie“, Häuptlingsfrau zu werden, hätte Elisabeth verlocken können. An einem Sonntagmorgen als Elisabeth am Kraal des großen Häuptlings vorbei zur Kirche ging, schien sie ihm besonders zu gefallen. Er schickte seine Spione und einige rohe Gesellen auch zur Kirche mit dem Auftrag, Elisabeth auf dem Heimweg von der Kirche zu überreden, sein drittes Weib zu werden. Wenn sie sich aber weigere, sollten diese seine „treuergebenen Diener“ Elisabeth mit Gewalt rauben und entführen. Zum Glück erfuhr Elisabeth diesen ruchlosen Plan und bat gleich nach dem Gottesdienst den Pater Rektor der Station, auf der Missionsstation im Marienhaus als Arbeitsmädchen zu bleiben, was ihr auch erlaubt wurde. Die

Folge war, daß sich zwischen dem Häuptling, der sogar eine höhere Schule besucht hatte und dem Vater Missionar eine bittere Feindschaft einschlich. Elisabeth aber hatte sich als tapferes Christenmädchen bewiesen. Ein Jahr später mußte sie eine zweite harte Probe bestehen.

Ein Bursche warb um ihre Hand und sie willigte ein unter der Bedingung, daß er katholisch werde. Er versprach es und nahm am Taufunterricht teil. Anscheinend wurde ihm die Zeit zu lang. Auch hatte er die zwanzig Ochsen noch nicht zusammen, die er an die Verwandten des Mädchens abliefern mußte. Eines Sonntags, nach dem Gottesdienst, als Elisabeth auf dem Heimwege war, überfiel er sie mit noch ein paar anderen Burschen, zwang sie das Pferd zu besteigen um sie zu entführen. Da zeigte sich Elisabeth abermals als kluges, mutiges Mädchen. Sie verlor keineswegs die Geistesgegenwart noch das Gottvertrauen und spielte ihre Rolle ausgezeichnet.

„Warum wollt ihr denn einem schwachen Mädchen Gewalt antun?“ sagte sie. „Wo soll ich denn hin mit euch?“

„In meine Heimat“, antwortete der Bursche.

„Gut“, sagte sie, „wir haben ja einander lieb, warum soll ich nicht mit dir gehen, ich kenne ja deine Heimat und habe viele Freunde dort.“ Sie ging willig mit.

In der Heimat des Burschen angekommen wurde sie in eine eigene Kraalhütte geführt, ganz allein. Die Tür aber wurde von außen geschlossen. Sie verhielt sich ruhig und betete, um Hilfe zu Maria der Jungfrau der Jungfrauen. Aber gegen Abend begann sie lebendig zu werden, zu poltern und zu rufen und verlangte Freiheit, denn sie war sich der Gefahr, die diese Nacht für sie bringen sollte, bewußt. Schließlich öffnete man die Tür. Sie stellte jetzt in energischem und gebieterischem Tone ihre Forderungen. „Bisher“, sagte sie, „habe ich willig euren Willen getan, nun verlange ich, daß ihr den meinigen tut. Du bringst mich jetzt selbst auf die Mission zu meinem Priester, er soll unsere Angelegenheit gleich ordnen, heute noch.“ — Der Bursche glaubte, den gleichen Abend noch als Heide mit ihr getraut werden zu können. Nach vielem Zögern geleitete er sie zur Mission. Es war bereits stockfinster geworden und der Regen rann in Strömen.

Spät abends nun klopfte es an meine Glastüre, die Tür ging auf und der Türknoopf war von einer schwarzen Hand gehalten. Ich erschrak etwas, aber der erste Schreck war bald vorüber als Elisabeth vom Regen durchnäßt ins Zimmer trat.

„Was ist denn da los?“ fragte ich erstaunt.

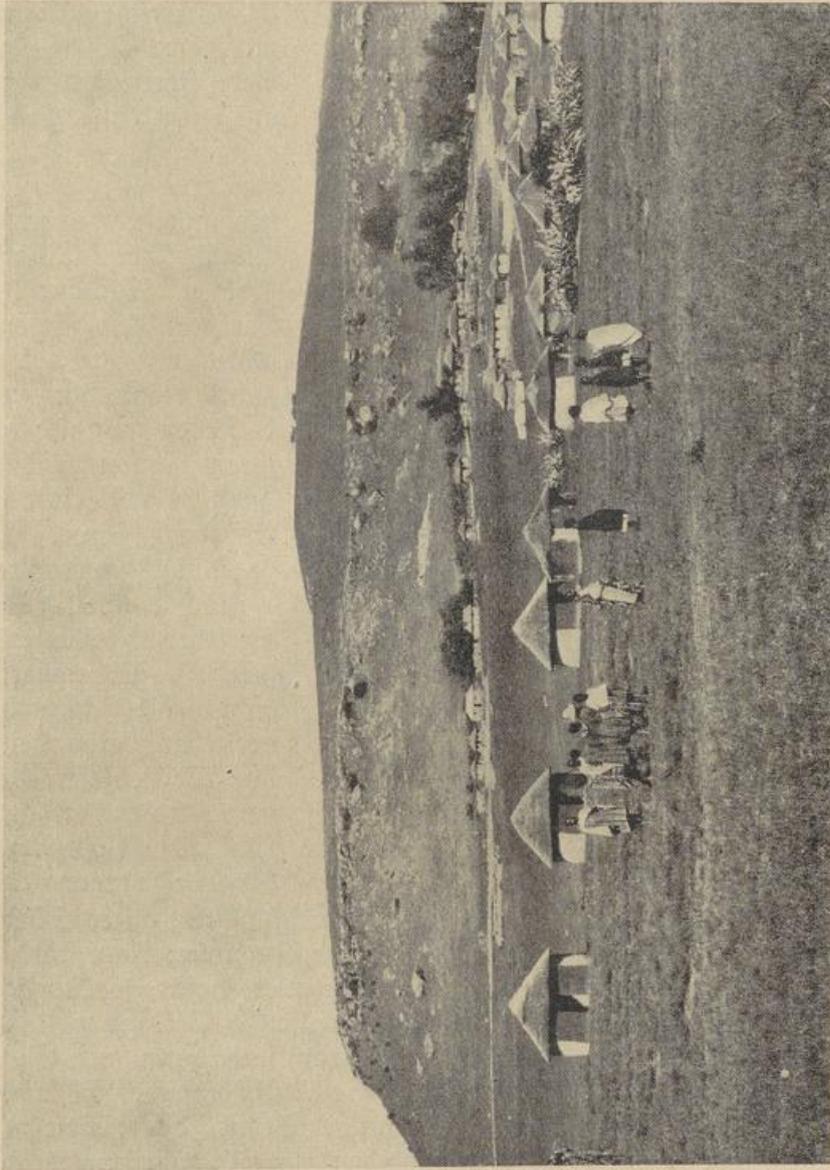
„Vater, man hat mich auf dem Wege aus der Kirche überfallen und geraubt.“

„Wer denn?“ —

„Mein eigener Bursch.“

„Wo ist er?“

„Ich habe ihn mitgebracht, er steht vor der Tür, auf der Veranda.“
Nun stellte ich ein Verhör an. Elisabeth erzählte alles kindlich und
treuherzig. „Gut, mein Kind,“ sagte ich, „jetzt raube ich dich; du bleibst
im Marienhaus auf der Station. Der Bursche kann allein heimziehen.“



Bafutodorf in Südwestafrika

Du bleibst da, bis er sich genügend vorbereitet hat zur hl. Taufe und
Hochzeit. Für sein Bubenstück bekommt er noch eine besondere Strafe.“

Elisabeth war wieder glücklich in ihrer freiwilligen Gefangenschaft
auf der Mission. Täglich mußte ihr Bursche für zwei Stunden zum



Elisabeth, die tapfere Christin

Unterricht auf die Station kommen und Elisabeth selbst machte den Katecheten. Trotz ihrer Liebe zu ihm, verfuhr sie im Unterricht ganz streng mit ihm. Ich hatte oft mein eigenes Vergnügen an diesem Bild. Elisabeth war in ihrem Dorf immer eine eifrige Katechistin und führte das Kommando über die heiratsfähigen Mädchen dort. Sie war von ihnen geachtet und geliebt, niemand wagte ihr zu widerstehen und alle folgten ihrem guten Beispiel. Dieselbe Autorität schien Elisabeth ihrem Mann gegenüber zu wahren.

Nach einigen Wochen, an ihrem Namenstag, den 19. November war endlich die Hochzeit. Mit derselben verbanden wir die Cäcilienfeier, weil ja der Kirchenchor an der Hochzeit seiner Hauptsängerin regen Anteil

nahm. Ein Kalb und ein Schaf wurden geschlachtet, gutes Weißbrot gebacken und ein guter Tee gebraut. Es war ein froher Tag. Auch zwei Nachbarmissionare waren zufällig da. Darunter mein Vorgänger, der Hochwürdige P. Florian, der eine schöne passende Predigt hielt, wobei er auf die hl. Cäcilia als mutige Jungfrau und dann auf St. Elisabeth als opferfreudige Mutter und starke Frau hinwies. Er wies hin auf das schöne Beispiel, das die heutige Braut, die Gefeierte des Tages gegeben, forderte die Jungmädchen zur Nachahmung desselben auf und spornte Elisabeth an, sich auch als christliche Frau in Zukunft zu bewähren. Wir alle baten für sie um die Gnade der Beharrlichkeit eines guten Lebens.

Wie sichtbar der liebe Gott seine tapfere Dienerin gesegnet hat, sehen wir aus dem beigefügten Bild. Elisabeth ist überglückliche Mutter

von Zwillingen, sogar von zwei Mädchen. Das bedeutet in den Augen der Basutos eine ganz hervorragende Gnade, schon wegen der 20 Ochsen, für jedes Kind, die bei der Heirat in Aussicht stehen.

Zum Schlusse noch ein kleines Nachspiel. — Als Elisabeth ihre beiden Kleinen nicht zur Zeit zur hl. Taufe brachte, ließ ich ihr sagen, ob sie denn ihre Kleinen für den Teufel geboren, warum sie diese denn nicht bald zu Kindern Gottes machen wolle. Da ließ sie mir antworten, sie werde sich beeilen; aber ich möge sie doch nicht dem Teufel überantworten mit „so vielen Seelen“.

Seitdem nenne ich sie nur noch die „Mutter vieler Seelen“ worauf sie ganz stolz ist. Die beiden Kleinen aber heißen Cäcilia und Laurentia, zur Erinnerung an das Hochzeitsfest und an den Geburtstag, am Tag des heiligen Laurentius.

Missionspost

Von P. Streit, RMM.

Gottes Gnadenwirken in der Mission

Am 17. Januar starb im Hospital zu Bulawayo eine halbweiße Frau namens Anna Peters eines sehr erbaulichen Todes. Sie war von ihren Eltern andersgläubig erzogen worden, hatte aber doch im Alter von etwa 22 Jahren einen katholischen Indier geheiratet. Die Ehe war mit zwei Kindern gesegnet, für deren katholische Erziehung sie gewissenhaft Sorge trug. Bald machte sich aber auch bei ihr das Verlangen nach der katholischen Religion bemerkbar. Sie besuchte fleißig den katholischen Gottesdienst. Am Dreifaltigkeitssonntag hörte sie in der Pfarrkirche zu Bulawayo eine Predigt über die allerheiligste Dreifaltigkeit. Da reifte in ihr der Entschluß heran, katholisch zu werden. Nach dem Gottesdienst wartete sie auf den Priester und trug ihm ihr Anliegen vor.

Da der Priester sah, daß hier keine Zeit zu verlieren war, trug er sogleich Sorge für den nötigen Unterricht. Die Frau war nämlich kränklich. Sie litt an der Schwindsucht. Eine Dominikanerin übernahm den Unterricht. Freudig nahm sie die heiligen Glaubenswahrheiten auf und konnte deshalb schon am 1. Oktober zur hl. Taufe zugelassen werden. Kurze Zeit darauf empfing sie ihre erste heilige Kommunion. Die Sammlung, die sie vor und nach der heiligen Kommunion zeigte, fiel allgemein auf. Von da an lebte sie nur noch für Gott. Da ihr Zustand sich rasch verschlimmerte, gab man ihr am 1. November die letzte Salbung, worauf wieder eine merkliche Besserung eintrat. In den folgenden Wochen litt sie mehr als sonst; sie war aber immer willig zu leiden und zu sterben. Nur eines machte ihr Sorge, nämlich, daß sie noch so weit von Gott entfernt sei. „Vater, bringe mich näher zu Gott“, sagte sie wiederholt zu dem Priester, wenn er sie besuchte oder ihr die heilige Kommunion reichete. Hefige Versuchungen — wahrscheinlich gegen den hl. Glauben — stellten sich ein um diese Zeit. Sie stand ganz unter dem Einfluß ihrer andersgläubigen Verwandten. Aber kindlich und offenherzig sagte sie alles dem Priester. Immer wieder fragte sie, wie sie am besten dagegen kämpfen könne. Dankbar nahm sie den Rat des Priesters an und befolgte ihn.

Am 17. Januar, an einem Samstag, wurde der Priester plötzlich an ihr Krankenlager gerufen. Das Ende war gekommen. Ruhig lag die Kranke da. Sie war noch bei vollem Bewußtsein, aber schon schwach zu sprechen. Sogleich streckte sie die Zunge heraus, zum Zeichen, daß sie noch einmal die heilige Kommunion zu empfangen wünsche. Der Priester reichete ihr den Leib des Herrn

zum letzten Mal. Sogleich nach dem Empfang veränderte sich die Gesichtsfarbe. Der letzte Augenblick war da. Der Priester beugte sich über die Sterbende und flüsterte ihr ins Ohr: „Mein Jesus, Barmherzigkeit“, worauf sie noch einmal die Augen öffnete zum Zeichen, daß sie ihn verstanden hatte. Ein mildes Lächeln spielte um ihre Lippen; friedlich und ohne Todeskampf hauchte sie ihre Seele aus. Sie war vereint mit Jesus, nach dem sie im Leben so sehulich verlangte.

Alle, die sich an diesem Sterbelager befanden, standen unter dem Eindruck, daß die Frau in ihrer Todesstunde eine besondere Gnade empfangen hatte. Gott der Herr, der bald den Tod beschleunigt, um den Verlust der Gnade zu verhüten, ihn aber zuweilen auch verzögert um noch Zeit zur Buße zu lassen, hatte es anscheinend hier so gefügt, daß die Sterbende noch einmal die heilige Kommunion empfangen konnte um sie aber unmittelbar nachher zu sich in die Ewigkeit abzurufen. Auf alle Fälle haben wir hier ein Beispiel, wie wunderbar Gott die Mitwirkung mit seiner Gnade belohnt.

Aus spanischen Gärten

Wie vielsagend und Wunder verheißend klingen doch Namen wie Alhambra, Generalife, Aranjuez! Schon wenn man von Orten wie Sevilla, Granada und selbst Madrid spricht, überkommt uns Nordländer ein Verlangen nach südlicher Sonne, nach einer Gartenwelt, in der Orangen blühen und duften, Myrtenhaine grünen und Palmen ihre schlanken Wedel im lauen Winde wiegen. Wir denken an Granaten, die glühend rot aus grünem Laube schauen, an farbenprächtige Oleander und düstergrüne schlanke Cypressenpyramiden. So lockt uns Spanien, dieses Land mit einer großen wechselreichen Vergangenheit. Sie spiegelt sich auch in seinen berühmten Gärten wieder.

Die ältesten stellen Reste aus der Zeit dar, da die Mauren im 13. und 14. Jahrhundert ihre Schlösser und Gärten erbauten. Unter diesen ist die Alhambra in Granada die bekannteste Anlage. Wenig genug ist aber auch hier aus jener Zeit erhalten, als der Halbmond herrschte. Es handelt sich da nicht so sehr um Gärten in unserem Sinne, als um Gartenhöfe mit Wasserbecken, Springbrunnen, Orangen und Myrten. Sie spendeten Schatten und Kühlung in den heißen Tagen des Sommers. Oft sind die Räume sehr eng, daß nur ein paar schlanke Zypressen um den rauschenden Brunnen Platz haben. Typisch dafür sind der berühmte Myrtenhof und der Patio de Darax in der Alhambra.

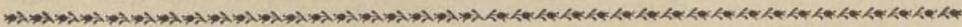
Anderz sind die Gärten einer späteren Zeit. Die maurischen Einflüsse sind verschwunden. Aus dem Italien der Renaissance kamen die Künstler zu den christlichen Herrschern Spaniens und schufen dort Anlagen ganz im Sinne derer, die in Rom und Florenz entstanden waren. Ein Beispiel dafür sind die um das Schloß, den Alcazar, in Sevilla geschaffenen Gärten, die im 16. Jahrhundert unter Karl V. entstanden. Hier tritt das Gartenmäßige in unserem Sinne deutlich hervor. Die Beete sind mit Bux und Myrten gesäumt. In ihnen stehen Palmen, Orangen, zahlreiche immergrüne Gewächse, die wir Nordländer nur aus unseren Orangerien kennen. Unter ihnen erblühen allerlei Blumen. Die Mauern sind übersponnen mit Rosen, Bougainvilleen und Schlingern anderer Art. Brunnen und Bassins in mannigfaltiger Ausführung gehören zum Garten und ebenso Gartenhäuser mit oft kostbarer Marmorverzierung. In Sevilla sind später auch noch bunte Racheln verwendet worden, wie ja auch hier die Neuzeit so mancherlei zusügte und entfernte, sodaß das, was wir jetzt noch sehen, bei weitem nicht das darstellt, was vor Jahrhunderten für eine bestimmte Periode so bezeichnend war. Aber auch in dieser Vermischung großer Kunstperioden liegt ein starker Teil des Reizes, den solche Orte auf uns ausüben.

Zu den maurischen Typen und denen der italienischen Renaissance treten in Spanien noch solche aus der Zeit Ludwigs XIV. in Frankreich, die ja eine so großartige Periode der Gartenkunst bildete. Das in Versailles geschaffene Vorbild wurde auch in Spanien, und zwar in den Anlagen beim Lustschloß La Granja bei Segovia nachgeahmt. Sie sind besonders wegen ihrer Wasserkünste und Brunnenmotive berühmt geworden.

B. G.



Das schöne Spanien: Alcazargarten in Sevilla



Allerlei Vegetarisches aus Südafrika

Von einem Mariannhiller Missionsbruder

(Schluß)

Pawpaw. Dieses ist eine eigenartige Pflanze. Der Stamm ist dick, nicht holzig sondern mehr fleischig, die Blätterstiele werden bis zu einem Meter lang und die Blätter selbst sind denen des Ahorn nicht unähnlich, nur viel größer. Die Früchte sitzen rund um den Stamm und haben die Gestalt von Kürbissen, ungefähr so groß wie ein Kinderkopf. Auch inwendig ist sie dem Kürbis gleich. Die Samenlörner sind rund und von der Größe des Hanssamens. Das Fruchtfleisch ist saftig und fast schmelzend und von angenehmem Geschmack.

Quavas. Dies ist eine Frucht von der Größe eines Hühnereies. Die Farbe ist gelblich, das Fleisch dagegen rötlich und mit kleinen harten Kernen untermischt. Sie sind sehr schmackhaft, werden aber nicht im großen angebaut.

Cherimoyer. Diese Frucht gedeiht auch noch weit im Inlande, auch hier in Centocow. Die Bäume sind fast immergrün; kommt aber ein starker Reif, dann fallen sie ab. Das Fruchtfleisch ist weiß, sehr süß und mit größeren Kernen untermischt.

Grenadilla s. Dieses ist die Passionsblume, welche hier wegen der Früchte gezogen wird. Diese sind gerade nicht schlecht, sind aber auch kein Leckerbissen.

Palmen. Das Palmenland ist das Küstenland. Von einer Kokos- oder Dattelpflanzung habe ich in Südafrika noch nichts gehört, es gibt nur Zierpalmen.

Erdbeeren. Diese werden vielfach angepflanzt, aber nicht in dem Maße wie in Amerika, wo große Felder angepflanzt werden.

Rosen gibt es hunderte von Sorten. Im allgemeinen werden nur Buschrosen gezogen.

Wein. Wein wird hauptsächlich um Kapstadt herum gepflanzt. Viele frische Trauben werden exportiert. Der südafrikanische Wein scheint an Güte den europäischen nachzustehen; er wird auch in Südafrika wenig getrunken.

Kaktus. In hiesiger Gegend wurde diese Sorte als Einzäunung benuzt, natürlich nur von Schwarzen. Ich habe niemals gesehen, daß sie sich von selbst verbreitet; aber in anderen Gegenden überwuchert sie ganze Länderstrecken.

Burweed. Dies ist ein Unkraut, das gefehlich ausgerodet werden muß. Die Samenkapseln sind voll von kleinen Häkchen, die sich in die Wolle der Schafe hängen und von dort kaum mehr herauszubringen sind. Dadurch wird der Wert der Wolle bedeutend vermindert.

Brombeeren. Es sind die europäischen gemeint. Sie vermehren sich durch Wurzelaufläufer und verbreiten sich im ganzen Lande.

Banane. Bis jetzt habe ich mit Ausnahme der Orange, nur über europäische Früchte geschrieben. Nun will ich einiges über tropische erwähnen. Eine der bekanntesten ist die Banane. Sie wächst nur nahe an der Küste. Hat ein Stengel oder Stauden seine Traube getragen, so ist seine Lebenszeit vorüber; er stirbt ab, nachdem vorher von seinem Wurzelstock junge Schößlinge herausgewachsen sind. Die Bananenkultur ist größtenteils in den Händen der Indier.

Ananas gedeiht gleichfalls nur nahe an der Küste. Sie werden in ein gut zubereitetes Feld gepflanzt. Die Sößlinge bekommt man von Schößlingen, welche vom Wurzelstock herauskommen.

Waldbäume. An Wäldern ist Südafrika sehr arm. Natal ist noch am stärksten bewaldet und heißt deswegen auch die Gartenkolonie von Südafrika. Im Innenland der Kapkolonie, im Orange-Freistaat und in Transvaal ist es öde. Die Wälder liegen meist an südlichen Bergabhängen.

Loquats. Dieser Baum kann ziemlich viel Kälte vertragen und kommt im Mittellande noch ganz gut durch. Er hat sehr schönes Laub und eignet sich daher ganz vorzüglich als Zierbaum. Die Früchte sind Beeren mit ziemlich großen Kernen. Der Geschmack ist säuerlich.

Oliven. Ich glaube, daß Oliven in Südafrika ganz gut gedeihen würden. Wir haben hier in Centocow einige Olivenbäume. Die Blätter sind klein, graugrün und die Früchte wie kleine Zwetschgen. Ihr Geschmack ist ungemein bitter,

und man sollte nicht meinen, daß aus solchen Früchten solch gutes Öl bereitet werden kann.

Feigen. Feigen gehören eigentlich wieder zu den europäischen Früchten, denn an der Küste wollen sie nicht gut gedeihen, während sie in kälteren Gegenden besser gedeihen. Sie werden hier nicht im Großen angepflanzt wie in Kalifornien.

Maulbeeren. Die Früchte sind gleich länglichen Brombeeren. Es gibt verschiedene Sorten, die durch Stecklinge gezogen werden. Der Maulbeerbaum mag noch an Bedeutung gewinnen, wenn die Seidenraupenkultur in Schwung kommen sollte.

Die Silberakazie gehört auch unter die Unkräuter, obwohl es ein Europäer kaum verstehen mag, einen Waldbaum, der zum wenigsten Brennholz liefert, dahin zu rechnen. Hact man sie ab, so schießen sie wieder von neuem aus.

Mangoes. Dieses ist ein immergrüner Baum mit schönem Laube und ist deshalb auch als Zierbaum beliebt. Die Frucht hat die Gestalt eines großen Eies von grünlichgelber Farbe. Die gewöhnlichere Sorte hat einen starken Serpentinegeschmack. Der Kern ist verhältnismäßig groß und das Fruchtfleisch löst sich nicht gut von ihm.

Avocado Peer. Diese Frucht heißt Birne, denn Peer ist Birne. Sie hat aber nur die Gestalt einer solchen. Die Farbe ist grün, in der Mitte ist ein wallnußgroßer Kern, das Fleisch ist gelblich und nahezu schmelzend. Die Frucht hält sich nicht lange.

Gelbholzbaum. Dieser Baum ist der bekannteste und nützlichste unter den südafrikanischen Bäumen. Sein Holz wird zu Brettern geschnitten. Er vertritt hier das Fichtenholz.

Sneeze-Wood. Dieser Baum steht der Nützlichkeit wegen an zweiter Stelle. Er ist nicht so stark vertreten wie das Gelbholz, ist aber sehr gesucht wegen seiner Dauerhaftigkeit. Das Holz ist sehr hart und wird kaum für Möbel verwendet.

Stinkwood. Der englische Name bedeutend stinkendes Holz. Dieses ist von brauner Farbe; wenn es lackiert wird, gibt es ausgezeichnete Möbel.

Ironwood. Das Eisenholz wird in der Wagnerei verwendet. Es ist nicht mehr viel verbreitet.

Wildes Feigenbaum. Er wird sehr groß und bildet eine ungeheure Krone. Der Stamm ist verdreht und verwachsen wie selten bei einem Baum. In Mariannahill steht ein schönes Exemplar auf dem Friedhof, im Schatten desselben sind die Gräber unserer verstorbenen Aelte. Er hat keinen praktische Zweck; auch die Früchte sind wertlos.

Pinien. Es gibt verschiedene Arten derselben. Die hiesigen Pinien sind wie die europäischen Föhren, welche auf Lehmboden wachsen; sie haben kein Kernholz und werden schnell blau und verfaulen.

Cypressen. Davon gibt es mehrere Arten. Es sind schöne Bäume, jedoch nur wenig angepflanzt und zwar als Zierbaum oder als Windschutz. Sie bilden sehr dichte Kronen.

Araucaria. Ein sehr schöner Baum mit symmetrisch stehenden Ästen; wird jedoch nur als Zierbaum angepflanzt, obwohl er brauchbares Holz liefert.

Grevillea robusta. Im englischen wird dieser Baum Silberbuche genannt, ist aber von der Eiche ganz und gar verschieden. Das Holz ist weich. Als Zierbaum ist er wegen seiner Blätter und der vielen Blüten beliebt.

Shringa. Dieser Baum ist im ganzen Lande verbreitet und wird meistens in der Nähe der Wohnstätten angefundnen. Leider wird das Holz nicht verwendet; nicht einmal als Brennholz.

Strauerweiden. Diesen Baum trifft man meistens an Flüssen und Bächen; er gibt der Landschaft ein schönes Gepräge. Das Holz wird in Schwefelholzfabriken verwendet.

Bambus ist eigentlich eine Pflanze, obwohl er baumhoch wird. Er wächst meist nahe der Küste. Die Bambusstangen finden Verwendung beim Hüttenbau.

Europäische Arten. Von diesen ist die Eiche am meisten vertreten. Pappeln finden sich auch noch vor. Fichten, Tannen, Lärchen, Buchen, Eschen, Ahorn, Ulmen usw. habe ich noch nicht gesehen.

Ukazie. Die europäischen Sorten sind zwar vertreten, haben aber wenig Wert. Eine andere Akazienart wurde von Australien eingeführt und liefert die Gerberinde.

Käfer: Käfer treten periodenweise auf. Es gibt solche fast von der Größe der Maikäfer; andere sind wieder bedeutend kleiner. Es kann vorkommen, daß deren so viele auftreten, daß sie viele Bäume einfach kahl fressen. Ein regelmäßiger Plagegeist ist der Bohnenkäfer, welcher mit Vorliebe die Blüten frisst und auf diese Weise die Ernte vernichtet. Er geht aber nicht nur an Bohnen, sondern auch an Blumen und andere Pflanzen. Eine andere großen Schaden verursachende Art ist der Eukalyptuskäfer. Er lebt von den Blättern des Eukalyptusbaumes, der von Australien eingeführt wurde. Wahrscheinlich kommt auch der Käfer von dort.

Raupen: An Fruchtbäumen sind verhältnismäßig wenig Raupen. Eine Art, welche besondere Erwähnung verdient, ist der Armywurm. Diese Raupe tritt periodenweise auf und geht an Ackergewächse, besonders Erbsen usw. In der Regel macht sie nicht viel Schaden, da sie nicht oft auftritt.

Schildläuse: Die schlimmste Sorte wurde bereits erwähnt. Nun kommt eine andere Art, welche der ersteren nicht viel nachsteht betreffs des Schadens, den diese in den Obstgärten anrichtet. Es ist dies die *Perniciosus scale*, *aspidiotus perniciosus*. Während erstere sich größtenteils auf die Orangenbäume beschränkt, hat es letztere auf Apfel-, Birn- und Steinobstbäume abgesehen. Sie wird hauptsächlich niedergehalten durch Spritzungen mit besonders für sie bereiteten Präparaten. Sie ist noch nicht im ganzen Land verbreitet, weshalb gesetzliche Vorsichtsmaßregeln angewandt werden, um sie auf ihre derzeitigen Aufenthaltsorte zu beschränken.

Heuschrecken: Es wird wohl nicht mehr allzulange dauern, und diese Tierchen werden der Vergangenheit angehören. Die Regierung wendet alle Mühe auf, sie zu vertilgen, und man merkt es auch schon, daß sie im Abnehmen sind.

Weevil oder Rüsselkäfer: (*Calandra granaria*). Diese Käfer haben es hauptsächlich auf das Getreide abgesehen, hier auf Mais und Bohnen. Sie legen ihre Eier in die Körner, wo sich die Maden entwickeln, wobei sie die Körner aufzehren. Daher wird hierzulande aller Mais sowie auch Bohnen in Sacks aufbewahrt.

Wattle Bag Worm: (*Animula*). Dieses ist ein Insekt, welches im Larvenstadium großen Schaden in den Pflanzungen der Wattle-Akazie, deren Rinde als Gerbrinde benutzt wird. Die Motten sieht man nicht, da sie, wie viele andere, bei Nacht fliegen. Die kleinen Maden, kaum vom Ei ausgekrochen, machen sich eine kleine Wohnung, einem Sacke ähnlich, den sie nach Bedürfnis vergrößern. Sie verlassen dieses ihr Nest nie; beim Fressen stecken sie nur den Kopf heraus und beim Gehen gebrauchen sie Füßchen, welche ganz nahe beim Kopfe sind. Um dieses Insekt zu bekämpfen, wurden schon viele Versuche gemacht, die aber bis jetzt erfolglos blieben.

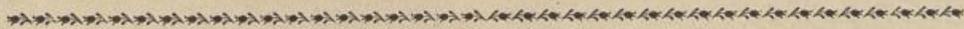
Weißer Ameisen: (*Sermitidä*). Diese gibt es hauptsächlich nahe der Küste; weiter landeinwärts richten sie nicht mehr so viel Schaden an. In Waldanlagen nagen sie viele Bäumchen um, besonders wenn ihnen die Sorte zusagt. Zaunpfosten werden abgenagt, sowie Möbel und Hausgeräte. Sie befolgen dabei eine ganz eigenartige Methode, da sie das Holz mit Erde überziehen, unter welcher sie ihre Gänge haben und ihr Zerstörungswerk vollbringen.

Pilzkrankheiten: An den Obstbäumen gibt es verschiedene Arten von solchen Pilzen. Näher auf dieselben einzugehen, würde zu weit führen und wäre auch langweilig. Es sei nur erwähnt, daß in einem landwirtschaftlichen Buche, das kürzlich von der Regierung herausgegeben wurde, nicht weniger als 78 verschiedene solcher Pilzkrankheiten verzeichnet sind. Aus diesem kann man ersehen, daß die Feld- und Gartenwirtschaft mit einem ganzen Heere von Feinden zu kämpfen hat und daß, obwohl gar manches verlockend sich anhört für den europäischen Landmann, doch nicht alles Gold ist, was glänzt.





Primeln — Schlüsselblumen



Im Banne der Ngil

Von Hermann Skolaster
Nachdruck verboten! — (Fortsetzung)

Suti, der Schieläugige, hatte sich am Morgen in einer Kassadafarm wiedergefunden, war dann mit schwerem Kopf nach Hause gegangen und schlief nun einen neuen, besseren Schlaf. Kräftig an den Schultern gerüttelt, schlug er brummend mit den Händen um sich. Als er aber die Augen aufschlug, sah er den Ngil neben sich auf dem Bette sitzen.

„Ah, großer Ngil, du bist es! Ich erhebe mich sofort.“

„Bleibe liegen, du kannst auch so zuhören. Ich habe einen Auftrag für dich.“

„Hoffentlich ist er nicht zu schwer. Mein Kopf will heute schlecht begreifen.“

„Er ist nicht schwer“, sagte der Ngil und entwickelte seinen eben erst ausgedachten Plan. Suti schaute verständnislos drein. „Ah, du weißt nicht“, unterbrach sich Sambascholl, „daß der Weiße entkommen ist?“

„Nichts weiß ich, großer Ngil“, entgegnete Suti überrascht.

„Dann muß ich dir die Geschichte von Anfang an erzählen.“ Suti lauschte. Als der Ngil geendigt hatte, erhob er sich von seinem Lager.

„Schlafen kann ich nun doch nicht mehr. Ich will erst ein Bad nehmen, damit mein Kopf klarer wird. Dann will ich sehen, was zu machen ist. Wenn es eintrifft, wie du voraussiehst, kann es mir wohl gelingen.“

„Ich werde eine Medizin machen, damit es gelingt.“

„Ja, tu das, großer Ngil.“

Chrfürchtig geleitete er seinen Meister zur Tür hinaus. Dann ging er zum Fluß, um zu baden. Dort war es heute sehr still. Die Frauen waren schon in den Farmen, die Männer schliefen noch. Nur einige Kinder balgten sich im Sande.

Nach dem Bade schlenderte Suti zwischen den Pflanzenstauden hindurch dem andern Ende des Dorfes zu. Hinter einem abseits gelegenen Hause blieb er stehen. Er lauschte.

Es war ein Doppelhaus, d. h. es hatte in der Mitte eine Rindenwand, die den langen Raum in zwei Zimmer teilte. Jeder Teil hatte seinen eigenen Eingang. Der eine war die Wohnung des Hausherrn, der andere gehörte seinen beiden Frauen. Suti kannte das Haus

genau. Er ging zur Tür der Frauenabteilung. Der Raum war leer, wie er vermutet hatte. Ein Blick rückwärts. Niemand war in der Nähe. Leise schlüpfte er ins Haus hinein.

Ein Bett, das der Mittelwand zunächst stand, war sein Ziel. Es war eine Kunst, sich darunter zu verbergen. Suti brachte es fertig, obwohl er sich dabei mehrmals den Kopf stieß. Dank der Kürze seines Leibes konnte er lang ausgestreckt liegen, ohne daß seine Füße unter dem Bett hervorschauten.

Um sein Fortkommen war ihm nicht bange. Kamen die Frauen früher zurück, als er vermutete, dann blieb er eben bis zum nächsten Tage liegen. Dann gingen sie wieder in die Farm. Den Kopf nahe an die Rindenwand schiebend, lauschte er hinüber. Der Ngil hatte richtig vermutet. Die beiden Männer, die Millner in der Nacht zu bewachen hatten, lagen in dem andern Raum, redeten miteinander und tranken dazu.

„Es ist nur gut, daß wir unsern Kum doch noch bekommen haben“, hörte er den einen sagen. „Wir hatten ihn auch verdient“, entgegnete der andere. Nun schwiegen sie längere Zeit. Das war Suti nicht angenehm. Wenn die Frauen erst zu Hause waren, würde er bei ihrem Geschwätz nicht mehr hören können, was drüben gesprochen wurde. Suti fügte sich ins Unvermeidliche, aber sein Wunsch, noch mehr zu erfahren, wurde bald erfüllt.

„Haha, ich muß lachen“, fing der eine drüben wieder an, „was der Ngil ein Gesicht machte, als du ihm von der großen Medizin des Weißen erzähltest. Das hattest du fein ausgedacht.“

„Nicht wahr? In der Not fällt manchmal auch einem Dummen etwas Kluges ein.“ Nun lachten sie beide.

„Ich bin nur froh, daß wir so gut davon gekommen sind. Aber weißt du, was ich denke? Ich habe Atonga schwer im Verdacht. Vielleicht hat er uns mit Abischt betrunken gemacht und dann den Weißen befreit.“

„Er war aber doch selbst auch so betrunken, daß er unmöglich . . .“

„Hast du Atonga schon einmal betrunken gesehen?“

„Sonst noch nie. Es war gestern das erste Mal.“

„Und ich sage dir, er war gar nicht betrunken. Er tat nur so, um uns zu täuschen.“

„Das ist möglich. Er ist ein schlauer Patron.“

„Mir ist es gleich. Hat er es wirklich getan, dann um so besser für uns. Er wird es nie verraten, daß er uns zu trinken gegeben hat.“

„Nein, das wird er nicht tun. Und sein Rum war besser als dieser da.“

„Schadet nichts. Wir trinken ihn doch. Gib mir auch noch einen Schluck, und dann schlafen wir.“

„Um uns von der durchwachten Nacht zu erholen, hahaha.“

Ja, schläft nur, dachte Suti, nun habe ich euch und den stolzen Utonga dazu. Der Ngil wird mit mir zufrieden sein. Behutsam kroch er aus seinem Schlupfwinkel hervor und verließ das Haus. Nicht ahnend, daß man ihn beobachtete, ging er sofort zum Ngil. Vor dem Hause empfing ihn eine von seinen Frauen.

„Der Ngil schläft“, sagte sie, „du darfst ihn nicht stören.“

„Aber es handelt sich um eine wichtige Sache.“

„Ich weiß es. Er hat gesagt, du sollst morgen wieder kommen.“

Mit diesem Bescheid war der Schieläugige zufrieden. Er ging nach Hause. Nachdem ihm seine List so gut gelungen, fühlte er wieder Hunger und Müdigkeit.

Es war Dende sehr zuwider, daß der Ngil eine neue Gerichtsverhandlung gegen die beiden Wächter in Aussicht gestellt hatte. Er war im Grunde genommen kein Barbar; zudem trug er schwer an dem Verlust seines gerichteten Weibes. Ihm lag nicht viel daran, ob die Wächter der Lüge überführt wurden oder nicht. An der Tatsache, daß der Weiße entkommen war, änderte das nichts. Es war seiner Ansicht nach eine unnütze Schererei. Er war mit sich selbst und mit der ganzen Welt unzufrieden, am meisten mit dem Ngil.

Jambascholl hatte ihn nach seiner Unterredung mit Suti aufgesucht und ihm gesagt, er werde sich drei Tage zurückziehen und eine große Medizin machen, um die Wahrheit über die Vorfälle der beiden letzten Tage zu erfahren. Die Geister, mit denen er im Bunde stehe, würden ihre Macht zeigen, darauf könne Dende sich verlassen.

Und nun war der Abend des dritten Tages gekommen, und der Ngil hatte ihm eine neue Nachricht geschickt. Er erbot sich, am nächsten Morgen vor ihm und den Ältesten in einer geheimen Sitzung die beiden Wächter der Lüge zu überführen. Der Häuptling möge also deren Einberufung verfügen. Dende ärgerte sich über die Art und Weise, wie der Ngil ihm Befehle gab. Trotzdem mußte er wohl oder übel die Ältesten zur Sitzung laden. Die beiden Wächter wollte er aber erst am nächsten Morgen benachrichtigen, damit sie ohne jede Ahnung und ohne vorher eine Verabredung treffen zu können, vor Gericht erschienen.

In der Tat waren die beiden Männer sehr erstaunt, als sie durch Boten des Häuptlings gerufen wurden. Sie trafen sich vor der Türe des Hauses, in dem die Sitzung stattfand. Miteinander zu reden hatten sie keine Zeit, denn sie wurden sofort vor den hohen Rat geführt. Der Häuptling ergriff das Wort.

„Vor einigen Tagen habt ihr uns von dem Weißen, der in der Nacht entfloh, eine sonderbare Geschichte erzählt. Wir haben euch geglaubt, denn wir dachten, die Banoho lügen nicht. Immer war die Lüge bei uns verhaßt. Es sind aber Zweifel aufgetaucht an der Wahrheit eurer Aussage. Wir wollen sie nachprüfen. Und deshalb frage ich euch einmal, ob es wahr ist, was ihr uns erzählt habt. War es Lüge, so gestehet es ein. Sie wird sonst offenbar werden, schneller, als ihr ahnt. Nun redet!“

„Wir haben nicht gelogen, Häuptling“, sagte der eine.

„Was wir sagten, war die reine Wahrheit“, fügte der andere bei.

„Es rede der Ngil!“ sprach Dende.

Jambascholl erhob sich, trat in die Mitte und begann:

„Häuptling der Banoho und ihr Ältesten, höret! Ich klage diese Männer an, erstens der Lüge, zweitens der Mitschuld an der Flucht des Weißen. Sehr schön habt ihr“, rief er, gegen die Angeklagten gewandt, „sehr schön habt ihr eure Lügen erdacht. Ihr glaubt, es habe niemand gesehen, wie ihr trotz des Verbotes trankt von dem süßen Wein und berauscht von seiner Kraft im Schlafe lagt. Ihr täuscht euch. Die Menschen schliefen und sahen euch nicht, aber die Geister haben gewacht.“

Ich habe eine große Medizin gemacht. Der Geist des verstorbenen Häuptlings

Zuge, den ich rief, hat mich erhört. Er hat mir gesagt, was ihr getan habt.

Als alle Leute schliefen, lag Atonga nicht weit von der Stelle, wo ihr am Feuer saßet. Er hatte noch von dem Getränk, das nur die Weißen trinken. Er gab es euch, und ihr trankt. Ich weiß, ihr habt den Weißen nicht befreit. Das hat Atonga getan, nachdem ihr eingeschlafen wart. Wollt ihr nun eingestehen, ihr Lügner, daß ihr geschlafen habt?"

Die beiden Männer zitterten vor Angst. Unbegreiflich war ihnen die Kenntnis des Ngil. Woher wußte er das alles? Hatte Atonga sie verraten? Da sie schwiegen, fuhr der Ngil fort:

„Ich bin Jambascholl, der Ngil, die Geister hören mich. Was tatet ihr, nachdem der Häuptling euch den versprochenen Rum gegeben hatte? Saßet ihr nicht in deinem Hause, Ekonga, lachend und spottend über die Dummheit des Ngil, den ihr so schön belogen?"

„Alle Großväter und Großmütter!“ schrie Ekonga auf.

„Aber der Ngil läßt seiner nicht spotten. Die guten Geister rächen die Schmach, die einem Ngil widerfährt. Nun gestehet endlich die Wahrheit. Ihr habt euch von Atonga zum Trinken verführen lassen. Ist es so?"

„Ja, es ist so“, antwortete Ekonga.

„Verzeiht uns die Lüge. Wir haben aus Angst gelogen. Der Ngil weiß alles. Wie er es sagt, so ist es gewesen“, schrie voll Verzweiflung sein Gefährte.

Auf Befehl Dendes wurden die beiden ins Gefängnis abgeführt. Der Ngil verlangte die Vorführung Atongas. Der Häuptling sandte einen Boten an ihn ab. Es verging eine gute halbe Stunde, ehe Atonga erschien.

Von dem Boten hatte er erfahren, daß die beiden Wächter schon im Gefängnis saßen. Daß man ihn jetzt in die Versammlung der Ältesten rief, war ihm ein Beweis, daß sie gestanden und ihn verraten hatten. Aber sie konnten nichts von ihm sagen, als daß er ihnen zu trinken gegeben. Diese Anklage konnte er aushalten. Von seinem Rettungswerk hatte niemand etwas gesehen. Woher der Ngil seine Kenntnis hatte, wußte er schon. Elefa hatte Suti beobachtet, als er zum Hause des Ekonga schlich. Mehr als die Wächter konnte der Ngil also auch nicht wissen. So trat er fröhlich und freimütig vor die Versammelten, grüßte und fragte den Häuptling, warum er gerufen sei.

„Du bist eines schweren Verbrechens angeklagt“, sagte Dende.

„Ich habe kein Verbrechen begangen“, erwiderte Atonga mit ruhiger Stimme.

„Du hast den Weißen, der am Galgen sterben sollte, heimlich befreit.“

„Wer behauptet von mir solch unerhörte Dinge?“ fragte Atonga im Tone der Entrüstung.

„Der Ngil ist dein Ankläger.“

Atonga lachte. „Hat der weise Ngil — aus der Stimme klang verhaltener Spott — „nichts Besseres zu tun, als solche Neuigkeiten zu erfinden?“

„Schweig, du frecher Mensch“, rief der Ngil, „ich erfinde nicht. Ich weiß, was ich sage, und werde es beweisen.“

„Schön“, sagte Atonga. „Aber ich rede jetzt nicht zu dir, du dreimal Weiser, sondern zum Häuptling und den Ältesten der Banoho. Höret mich! Noch früh an jenem Abend wurde der Ngil von seinen Weibern nach Hause getragen, weil er selbst nicht mehr gehen konnte. Er wird euch jetzt erzählen, was in jener Nacht auf dem Dorfplatz geschehen ist.“

Der Ngil kochte vor Wut.

„Jambascholl hat die Ereignisse jener Nacht auf anderem Wege erfahren“, belehrte der Häuptling ruhig.

„Ja, er hat gute Spione“, erwiderte Atonga kühn, „aber an jenem Abend waren sie ebenjo betrunken wie er selbst.“

Der Ngil konnte sich nicht mehr halten. Er sprang einen Schritt gegen Atonga heran, ballte ihm die Faust und schrie: „Schande über dich, du junger Mensch, daß du eines alten Mannes spottest.“

„Ich spotte nicht“, gab Atonga zurück, „ich sage nur, daß du lügst!“

Die Ältesten zuckten zusammen. Solche Reden gegen den Ngil war man nicht gewohnt. Jambascholl gebärdete sich wie ein Wahnsinniger, raufte sich die Haare und schrie mit heiserer Stimme: „Rache, Rache, Häuptling, Sühne für diese unerhörte Schmach!“

Dende gebot Ruhe. „So kommen wir nicht weiter. Nur der redet fernerhin, dem ich die Erlaubnis dazu gebe. Wie kannst du sagen, Atonga, daß der Ngil lügt? Sprich!“

„Wenn der Ngil sagt, er wisse, daß ich den Weißen befreite, so hat er gelogen.“

„So hat der Ngil nicht gesagt“, erklärte Dende. „Du hast seine Anklage noch nicht ganz vernommen. Höre zu. Der Ngil rede.“

Sambascholl war durch das Auftreten Utongas doch ein wenig verblüfft. Er zweifelte zwar keineswegs an seiner Schuld. Aber einen Beweis konnte er nicht erbringen, wenn Utonga sich nicht selbst verriet. Er begann also nochmals mit der Erzählung von der Geisterbeschwörung. Doch sah er bald, daß das bei Utonga nicht versing. So beschränkte er sich darauf, kurz darzulegen, wie Utonga den beiden Wächtern Wein gegeben, um sie zu berauschen. So habe es ihm der Geist Suges gesagt. Im stillen hoffte er, Utonga werde leugnen. Dann hatte er wenigstens einen Erfolg.

Als der Ngil schwieg, sprach der Häuptling: „Hast du den Wächtern zu trinken gegeben?“

„Das habe ich getan“, antwortete Utonga mit gut gespielmtem Erstaunen. „Was liegt daran?“

„Das war verboten!“

„Ich erinnere mich nicht, daß du mir ein solches Verbot gegeben hast.“

„Dir nicht. Aber den Wächtern hatte ich verboten, zu trinken.“

„Dann haben sie Strafe verdient, denn sie tranken.“

„Du durftest ihnen nichts geben“, sprach Dende. „Da du aber augenscheinlich nichts von meinem Verbot gewußt hast, so trifft dich keine Schuld. Aber warum gabst du ihnen zu trinken?“

„Weil sie mir keine Ruhe ließen. Ich wollte schlafen. Sie aber schwachten in einem fort. Da gab ich ihnen die beiden Flaschen unter der Bedingung, daß sie ruhig wären. Du weißt ja, Häuptling, daß ich mir aus den Getränken nichts mache.“

„Ich muß glauben, was du sagst, da niemand das Gegenteil beweisen kann. Wir dachten, du hättest die Wächter trunken gemacht, um den Weißen zu befreien. Hast du das getan?“

„Wenn der Ngil die Geister gefragt hat, so möge er reden“, entgegnete Utonga ausweichend. „Er möge die Geister herrufen, damit sie seine Aussage beweisen.“



Fräulein Anna Josefa Reuter, Altenahr
Zu ihrem Silberjubiläum als treue, eifrige Förderin unserer Missionszeitschriften. Glück und Segen für noch viele Jahre!

Der Ngil schwieg. „Du bist frei“, sagte der Häuptling mit einem fragenden Blick auf die Anwesenden. Sie nickten. „Du kannst gehen.“ Nun fand der Ngil die Sprache wieder.

„Ja, gehe“, rief er wütend. „Beweisen kann ich dir nichts. Getan hast du es doch! Meine Geister lügen nicht. Fürchte ihre Rache!“

Utonga, der bereits bis zur Tür gegangen war, wandte sich um und rief mit fester Stimme: „Wie ich dich und deine Geister fürchte, sollst du sehen, du Lügner. Höret, ihr Altesten der Vanoho!“

Was der Ngil euch von der Geisterbeschwörung erzählte, ist eitel Lüge und Trug. Er hat keine Medizin gemacht.

Drei Tage lag er in seiner Hütte hier im Dorfe, aß und trank und schlief. Fragt seine Frauen, ob es nicht wahr ist. Der Geist, dem er seine Kenntnisse verdankt, heißt Suti. Zum Schieläugigen ging der Ngil an jenem Tage, als ihr die Wächter hier verhört hatten. Suti schlich sich in die Hütte des Ekonga, wo die beiden Männer saßen und ihren Rum tranken. Er versteckte sich im Hause der Frauen und horchte. Dort erfuhr Suti, daß die Wächter von dem Weine getrunken hatten, den ich ihnen gab. Darauf lief er sofort zum Ngil und erzählte es ihm. So, ihr Männer, nun urteilt, ob der Ngil ein Lügner ist oder nicht. Wenn ihr Zeugen wollt, bringe ich sie.“

Stolz erhobenen Hauptes verließ er die Versammlung.

Der Häuptling und die Ältesten waren bestürzt. Sie saßen geduckt wie Hühner, die ein Platzregen überrascht. Geriet nicht vor dem Stürmen dieses Jünglings die ganze Welt ins Wanken? Der Freimut seiner Rede zerriß die geheimnisvollen Schleier, den die Geisterwelt gewoben um den Ngil. Was sie geglaubt in Furcht und Zittern, er schritt darüber weg und nannte es Betrug. Das von den Vätern übernommene Erbe sank in den Staub. Wie kam es, daß keiner von ihnen je gesehen, was dieser Jüngling sah? Und warum schwieg der Ngil? Zum zweiten Mal hat Atonga ihn der Lüge überführt. Bei solchen Niederlagen war schwer, an seine Zaubermacht zu glauben. So dachten sie; zu reden wagte keiner.

Auch der Ngil fand keine Worte der Aufklärung, der Verteidigung oder der Anklage gegen Atonga. Er erhob sich und wandte zur Tür hinaus. „Rache“, murmelte er, „Rache!“

Am Abend desselben Tages kam Eleja zu Atonga hinüber. Ihr Vater, so erzählte sie, habe den ganzen Tag noch kein Wort gesprochen. Jambascholls Weiber heulten im Dorfe, denn der Ngil habe sich im Hause eingeschlossen und weise Speise und Trank von sich. Die Ältesten stünden zu zweien oder zu dreien flüsternd beieinander. . . .

„Und nun ist meine Eleja neugierig und möchte wissen, was es in der Versammlung gegeben hat“, setzte Atonga lachend hinzu.

„Muß ich denn nicht wissen, wie es dir ergangen ist?“

„Du sollst es erfahren. Komm an den Strand. Der Wind weht frisch von der See her, und die Sonne sinkt ins Meer.

Auf die Felsen laß uns niedersitzen, dann will ich dir erzählen.“

Eleja schritt voraus auf dem schmalen Fußwege, der zum Strande führte. Atonga folgte ihr. Auf einer niedrigen Felsgruppe setzten sie sich. Es war ein schöner Abend.

„Bald wird wieder der Gewittersturm brausen über unsern Häuptern und der Erde den Regen spenden, nach dem sie verlangt“, begann Eleja, indem sie den Himmel betrachtete.

„Möge der Sturm, den der Ngil gegen uns entfesseln wird, uns ebenso zum Segen gereichen.“

„Du hast den Ngil beleidigt?“ fragte sie ängstlich.

„Ich habe ihm heute die Lügenmaske vom Gesicht gerissen, hinter der er sich bisher versteckte, um das Volk zu betrogen.“

„Der Ngil vernichtet jeden, der sich gegen ihn erhebt“, meinte Eleja traurig.

„Er wird es so lange tun, bis der mächtige Christengott ihn zerschmettert. Nur ihm vertraue ich. Schützt er mich nicht, so bin ich verloren.“

„Du hast es verdient, daß er dich schützt, denn du bist gut.“

Atonga schwieg, in tiefes Sinnen verloren.

„Eleja“, sagte er dann, „ich gehe großen Gefahren entgegen. Der Ngil wird nicht rasten und ruhen, bis es ihm endlich gelingt, sich an mir zu rächen. . . . Wäre ich Christ, ich fürchtete nicht den Tod. Aber noch habe ich nicht das Wasser erhalten, das uns reinigt von allen Sünden, daß wir wahrhaft Kinder Gottes werden. . . . Wenn ich falle als Opfer des Ngil, so möchte ich Christ sein. . . . Eleja, willst du mich zum Christen machen?“

„Wie kann ich das?“ fragte das Mädchen. „Ich verstehe nicht einmal, was du gesprochen hast.“

„Du wirst es verstehen. Auf einer Seereise wurde einer von uns, der mit mir die weißen Priester bedient, schwer krank. Die Priester hatten uns viel erzählt von Gott und vom Himmel und von dem Geiste, der in uns ist und nicht stirbt, wenn wir sterben. Als nun mein Freund zum Sterben kam, fragte ihn der Priester, ob er auch zu Gott gehen wolle in den Himmel. Der sagte: ja, das wolle er. Nun erzählte ihm der Priester von Jesus Christus, dem Sohne Gottes, der in diese Welt kam, um die Menschen

frei zu machen von dem Bösen, das sie getan. Er hat uns eine Medizin gegeben, die unsere Seele heilt. Nur wer rein ist, kann eingehen zu Gott. Mein Freund erhielt die gute Medizin. Dann starb er und wir begruben ihn im Wasser. Der Priester aber erzählte uns später noch mehr von dieser Medizin.“

„Wie machte er sie?“

„Er nahm Wasser und goß es auf die Stirn des Kranken und sprach Worte dazu, die ich nicht verstand. Später lehrte er sie uns. Sie heißen: Ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

„Was heißt das: ich taufe dich?“

„Es heißt, ich tauche dich ins Wasser, und es bedeutet eine Waschung. Wie der Körper rein wird, wenn man ihn wäscht, so wird auch die Seele rein, wenn dabei die richtigen Worte gesprochen werden.“

„Ist das die ganze Medizin? Das ist gar nicht schwer.“

„Siehe also, du kannst es auch. Willst du mich taufen?“

„Darf ich denn tun, was die Priester der Weißen tun?“

„Du darfst es. Er hat es uns gesagt. Taufen kann jeder Mensch, der Mann, die Frau, das Kind, der Christ und der Heide. Jeder der taufen will, kann es auch.“

„Wenn es dein Wunsch ist, werde ich dich taufen; und dann taufft du mich auch, ja?“

„Für dich ist es noch nicht nötig. Dich will der Ngil nicht töten. Wenn du aber einmal krank werden solltest, dann tue ich es.“

„Gut, daß du so gut auf die Worte des Weißen gehört hast. Hoffentlich hast du nichts vergessen. Doch komme jetzt, damit ich dich taufe. Dann muß ich nach Hause zurück.“

Sie traten ans Meer bis die Flut ihre Füße bespülte. Atonga beugte sein Haupt. Eleša schöpfte Wasser mit der hohlen Hand und goß es über seinen Scheitel. Sie zitterte. Er mußte ihr die Worte vorsprechen; sie waren ihr vor Aufregung entfallen . . . und des Sohnes . . . und des Heiligen Geistes.“

Atonga richtete den Blick zum Himmel empor und breitete sehrend die Arme aus. Was war das Glühen und Sprüdes Abendrotes gegen die Flamme, die in seinem Busen loderte. „Mein Gott“, rief er aus, „nun darf ich es sagen; denn du bist mein Gott und ich bin dein Kind.

Dorthin darf ich kommen. Dort über den Wolken und über dem Abendrot ist meine Heimat. Dort werde ich einst glücklich sein.“

„Und an Eleša denkst du nicht?“

„Ich denke an dich. Was mein ist, ist dein, und meine Freude soll auch deine sein.“

„Ach, Atonga, bist du jetzt wirklich ein Christ?“

„Ja, jetzt bin ich es.“

„Darüber freue ich mich. Zugleich aber bin ich noch traurig, weil ich noch Heidin bin. Doch an die Freude will ich denken, denn es gibt noch Leids genug. Gute Nacht.“

Sie ging am Strand entlang, kehrte aber nach wenigen Schritten wieder um. „Ich muß dich noch einmal sehen“, sagte sie, „mir ist so weh und bang. Am liebsten ginge ich nicht von deiner Seite, damit dein Schicksal auch das meine sei.“

„Fürchte nichts, Mädchen! Gott wird uns schützen!“

Nun ging sie. Langsam, zögernden Fußes. An jedem Felsblock blieb sie stehen und schaute rückwärts. Da eilte Atonga ihr nach. „Auch ich kann mich heute nicht von dir trennen“, sagte er. „Gib mir noch einmal die Hände. Du weißt, daß ich dich mehr liebe als alle Töchter der Banoho. Was der Ngil auch tue, er mag mich vergiften, erwürgen, verbrennen. Auch dann bin ich dein. Ich danke dir für alles Gute, das du mir getan. Du hast mich vom Tode errettet, du hast mich heute zum Christen gemacht. Ich danke dir.“

Sie lehnte an seiner Schulter und schluchzte: „Atonga, Atonga!“

War es Ahnung?

In der Frühe des nächsten Tages ging die „Schwalbe“ der Lohove-Mündung gegenüber vor Anker. Der Pirat war da. Jambascholl kannte die schwarze Flagge, die am Fockmast auf- und niederging. Er hatte schon mehrmals Sklaven an Barnill verkauft.

In der Nacht war ihm der Entschluß gereift, Elešas Auslieferung sofort von Dende zu verlangen. Damit traf er seinen Nebenbuhler an der empfindlichsten Stelle. Das wußte er. Das Erscheinen des Sklavenschiffes aber gab seinen Gedanken eine andere Richtung. Seines endlichen Sieges gewiß begab er sich zum Häuptling.

„Die Schmach, die mir gestern widerfahren ist, verlangt Sühne“, sagte er.

„Was soll ich tun?“ fragte Dende. „Du hast auf die Anklage Mtongas nichts zu antworten gewußt.“

„Ich weiß zu antworten. Zunächst verlange ich die beiden Wächter als meine Sklaven.“

„Ich kann sie nicht zu Sklaven machen, ohne daß der Rat der Ältesten sie verurteilt.“

„Du mußt es, denn ich will es so!“

Dende wehrte sich, der Ngil bestand auf seiner Forderung.

„Das Volk wird Rechenschaft von mir verlangen.“

„Ich werde sie zum Schweigen bringen, verlaß dich darauf. Also, die Leute sind mein?“

„Es geht nicht, Ngil. Verlange, was du willst, nur das nicht. Erst muß ich die Ältesten hören.“

„Du wirst sie mir sofort geben, oder du verfällst der Rache der Ngil.“

„Wer ist Häuptling, du oder ich?“

„Laß diese unnützen Reden“, entgegnete Jambascholl mit wegwerfender Handbewegung. „Du bist Häuptling, und ich bin Jambascholl, der Ngil der Bano-ho.“

„Dann tue, was du willst. Du mußt es aber auch selber vor dem Volke verantworten.“

„Ja, das werde ich!“ Damit ging der Ngil. Die beiden Gefangenen wurden in sein Haus geführt. Suti, Mpesa und Janga kamen. Der Ngil hatte sie zu sich beschieden und gab ihnen seine Befehle. „Nun gilt's. Zeigt, daß ihr durch die erlittenen Niederlagen gelernt habt.“

Es war spät am Nachmittag. Mtonga lag bei seinem Vater in der Küche. Der Alte stöhnte über Schmerzen in der Seite. „Es wird ein Tornado kommen“, sagte er, „ich fühle es in meinen Gliedern.“

Plötzlich horchten sie beide auf. Ein Schrei erscholl aus den Farmen. Und noch einmal. Der Angstschrei eines Verunglückten. Mtonga war aufgesprungen und stand unter der Tür. „Hilfe . . . Hilfe . . .!“

„Es ist jemand in Gefahr, ich will hinein“, sagte er.

„Nimm das Haumesser mit“, riet der Alte, „vielleicht ist ein Leopard da.“

Mtonga griff an die Rindentwand, wo das Haumesser steckte, und sprang hinaus. Mit langen Schritten lief er bis zum Ende der Farm. „Wo bist du?“ rief er

laut. Ein Stöhnen war die Antwort. Er zwängte sich durch das Unterholz, das in der verlassenen Farm üppig aufgeschossen war. „Hier, hier!“ Bald hatte er die Stelle erreicht. Suti, der Schieläugige, lag am Boden mit gräßlich verzerrtem Gesicht.

„Was ist dir?“ fragte Mtonga, „hat eine Schlange dich gebissen?“

„Hilf mir, hilf mir aufstehen.“

Mtonga ließ das Haumesser zu Boden fallen und beugte sich über ihn. Suti schlang die Hände um seinen Nacken. Im selben Augenblick stürzte ein anderer hinterrücks über Mtonga her. Er fühlte eine Schlinge um seinen Hals. Dann schwanden ihm die Sinne.

Als er wieder zu sich kam, fühlte er sich von zwei Männern getragen. Er hatte ein Grasbüschel im Munde stecken. Seine Hände waren fest an den Körper geschnürt. Er war in ein großes Tuch gewickelt, das kaum zu atmen gestattete. Ich bin in der Gewalt des Ngil. Nun muß ich sterben. So dachte er. Wie gut, daß ich ein Christ bin.

Die Träger kamen nur langsam vorwärts. Sie gingen nicht auf dem gewöhnlichen Pfade, sondern durch Farmen, durch Busch und hohes Gras. Suti machte ihnen den Weg frei. Mtonga hörte das Rauschen des Flusses. Nun machten sie halt.

Auf der anderen Seite des Flusses stand Eleja und knüpfte das Planenseil los, mit dem ihr Kanu an den Stamm einer Palme gebunden war. Als sie die drei Männer drüben bemerkte und Suti erkannte, fuhr sie nicht, wie gewöhnlich, geradeswegs über das Becken hinüber, sondern ließ das Kanu abwärts treiben. An der Mündung des Flusses stieg sie ans andere Ufer.

Eine unnennbare Unruhe hatte sie befallen. Sie wollte Mtonga besuchen und sich überzeugen, daß ihm nichts geschehen sei. Mtonga war nicht da. Der Vater erzählte ihr, was vorgefallen war.

Ihre Unruhe wuchs. Sie lief zum Hause, wo Mune wohnte, und rief ihn. „Hilf mir Mtonga suchen. Er ist in die Farm gegangen, wo jemand um Hilfe rief, und ist noch nicht zurückgekommen. Such ihn. Ich fürchte den Ngil.“

Mune ergriff sofort Lanze und Haumesser und stürzte fort.

„Hallo, wohin so eilig?“ rief ihm jemand nach.

Mune wandte sich. „Ach, du bist es, Pembe. Du kommst gerade recht. Rasch,

da hast du mein Haumesser. Komm, wir müssen Mtonga helfen. Ich wittere Verrat. Schnell, hier in die Farmen hinein.“ Während sie weiter liefen, erzählte er dem Freunde, was er von Elefa erfahren.

„Mtonga, Mtonga!“

Keine Antwort. Sie fanden den Platz, wo das Gras niedergetreten war. Dort lag ein Haumesser. Mune hob es auf.

„Das gehört Mtonga. Man hat ihn überfallen. Sieh, hier sind sie gewesen. Komm, wir hauen ihn heraus.“

hens auf. „Mtonga“, rief sie mit einer vor Angst fast erstickenden Stimme, „Mtonga!“

Da hob sich eine vermummte Gestalt über den Rand des Kanus. Nur ein wenig. Es mußte dem Jüngling eine furchtbare Anstrengung sein, sich zu erheben. Suti beugte sich vor und drückte ihn nieder.

Jetzt wußte sie alles. Das war die Rache der Ngil. Im ersten Augenblick kam ihr der Gedanke, zu Jambascholl zu laufen und ihn auf der Stelle nieder-



Negerthp aus Deutsch-Ostafrika

Sie folgten der frischen Spur bis zum Fluß, fuhren hinüber und fragten bei den Dorfleuten nach. Niemand hatte Mtonga gesehen. Nun liefen sie zum Häuptling, um ihm den Vorfall zu melden und ihre Befürchtungen auszusprechen.

Unterdessen war Elefa zum Strande gelaufen. Dort, wo sie Mtonga gestern zuletzt gesehen, wollte sie ihn suchen. Sie eilte den Strand hinunter der Flußmündung zu. Eben bog ein großes Kanu um die Ecke und steuerte auf die Brandung los. Suti sah vorn an der Spitze. Zwei Männer ruderten. Ein entsetzlicher Gedanke stieg in der Brust des Mäd-

zustecken. Aber ihre Füße waren schwer wie Blei. Sie mußte stehenbleiben, hinaus schauen. Dort fuhr das Kanu. Darin war er, ihr Geliebter!

Und kein Mensch weit und breit. Keiner, der Hilfe brächte, keiner, der ihn befreite.

Sie lief den Hütten zu. „Pembe“, rief sie, „Mune!“ Keine Antwort. Ach, die beiden waren in den Farmen, um Mtonga zu suchen. Ratlos eilte sie zum Strande zurück. Wenn sie über den Fluß fuhr . . . Männer zusammenrief . . . Nein, die kamen zu spät. Einholen konnten sie die Schergen des Ngil nicht mehr. Auf das Schiff zu gehen trauten sie sich nicht.

„Zu spät!“ schrie sie auf. Ein Meer von Weh und Verzweiflung brandete in diesem Wort.

Ein lautes Donnerrollen fuhr über das Meer. Elea erschauerte. Wie gebannt stand sie da und starrte nach dem Schiff hinüber, dessen Lichter bereits aufflammten. Die Dunkelheit zog rasch heran, denn dicke Wolkenmassen zogen am Himmel herauf.

Das Kanu schwamm als kleiner Punkt fern auf dem Wasser. Bald würde es das Schiff erreichen, das schreckliche Schiff, das soviel Herzeleid brachte. Dann würde man Atonga wegführen in ein fremdes Land, als Sklaven . . . Und keine Rettung mehr, keine . . . Sie würde ihr Leben hingeben, wenn sie ihn befreien könnte von dem harten Lose, schlimmer als der Tod.

Und wieder rollt und grollt der Donner durch das Geäst der Urwaldriesen, und ein Leuchten und Flammen zuckt auf über dem dunklen Meere. Gespenstisch ziehen die wässerigen Schwaden heran, vom Winde getrieben. Das Meer wirft schwarze Wellen. Die Brandung saust und tost um die zerklüfteten Felsen.

Elea starrte hinaus in die Weite. Dort tanzen einzelne Lichtflecke auf dem Meer, häufig unsichtbar beim Aufblackern der Blitze. Das ist das Schiff. Das Kanu muß dort angekommen sein. Atonga wird an den Weißen verkauft. Und Elea . . . steht hier . . . ? Elea, was zauderst du? Kannst du leben ohne ihn?

Es kommt Leben in die Gestalt. Sie eilt der Stelle zu, wo sie ihr Kanu geborgen. Da flammt ein greller Blitzstrahl, das Auge blendend, vor ihr auf, und ein Krachen und Klirren und Klingeln folgt, wie das Splintern eines gewaltigen Hartholzbaumes. Einen Augenblick steht sie da wie betäubt. Sie zittert, ist verwirrt, unschlüssig. Was will sie jetzt auf dem Meere? Es ist ein Unding, bei diesem Wetter hinauszufahren. Seeskundige Männer bleiben zu Hause. Wenn der Sturm kommt und der Platzregen, wäre sie verloren. Schon dröhnt die Brandung drohender als sonst, der Wind segt stoßweise durch die Baumkronen.

„Und wenn ich sterben muß auf dem Meere. Besser sterben, als leben ohne ihn.“ Elea denkt es nicht, sie spricht es aus. Mit festem Griff reißt sie die Liane los, erfaßt das Ruder und schwingt sich in das kleine Fahrzeug. Die immer-

flackernden Blitze zeigen ihr den Weg über die Barre. Riesige Wellenberge rollen mit Getöse heran. Sie achtet ihrer nicht. Sie kennt das Meer. Mag es toben und wüten, stärker ist die Gewalt, die sie treibt. Es ist der Mut der Verzweiflung, mit dem sie sich in die See hinaus wagt. Fest schwingt sie das Ruder. Bald rechts, bald links stößt sie es hinein in die tosende Flut, um ihr Kanu in der Fahrtlinie zu halten.

Aber der Wind wird zum Sturm, zum Orkan. Ein scharfer, kalter Regen peitscht ihr ins Gesicht. Er kommt heran wie eine niederstürzende Wolke, die alles verschlingen möchte. Unter Brausen und Tosen verbinden sich Himmel und Erde. Der Sturm greift mit mächtiger Faust in die Wogen und wirft sie haushoch empor, greift in die Wipfel der Urwaldriesen und zerrt und schüttelt sie, daß sie ächzen, krachen, splintern. Er ist ein wilder Titan, der in den Elementen wühlt und tobt, der niederwirft, zerstört, verschlingt, was ihm in den Weg kommt. Aber die Elemente lieben den Riesen, der sie ihrer Fesseln ledig macht. Sie erheben sich mit ihm in wilder Raserei. Die Natur erschauert unter dem Druck des Gewaltigen. Ein Kampf aller gegen alle entbrannt. Es heult der Orkan, es brüllt das Meer, es prasselt der Regen, und die zuckenden, zügelnden Blitze schmettern über den Kampfplatz hin.

Elea denkt nicht an die Gefahr, die sie umtobt. Wie ein Spielball wird ihr Kanu turmhoch emporgehoben, und im nächsten Augenblick scheint es wieder in bodenlose Tiefen zu versinken. Sie achtet es nicht. Mit kundiger Hand schwingt sie das Ruder und blickt sehnsüchtig hinaus nach den Lichtern des Sklavenschiffes.

Aber die Finsternis ist undurchdringlich. Der Regen hat einen schweren Vorhang um sie gespannt. Sie weiß nicht, ob sie die rechte Richtung eingehalten. Aber sie rudert weiter. Eine lange, hange Stunde vergeht, und noch eine. Dann läßt der Regen allmählich nach. Der Donner verliert sich in der Ferne.

Elea späht in die Nacht hinaus, sucht rings am Horizont nach einem verheißenen Lichtschein. Doch kein Licht ist zu sehen. Wohin sie sich wendet, hängt grau und schwarz das Firmament über dem Meere. Das Schiff ist verschwunden. Wohin? Wurde es eine Beute des Orkans? . . .

Dem Mädchen entfällt der Mut. Jetzt

erst fühlt sie, daß ihre Kräfte durch stundenlange Arbeit erschöpft sind. Sie legt das Ruder auf den Boden des Kanus nieder. Die Hände ruhen lässig in ihrem Schoße. Und schon zieht von neuem der Tornado herauf. Der Unhold kehrt zurück. Häufiger leuchten die Blitze im Osten auf. Bald vernimmt sie wieder das Brausen des Sturmwindes. Das Rollen des Donners kommt näher und näher. Eine neue Regenslut ergießt sich über das Meer.

Elesa sitzt tatenlos in ihrem schwankenden Fahrzeug. Sie fühlt sich im ungleichen Kampfe unterlegen. Jede Gegenwehr ist nutzlos. Nun möge der Sturm sie treiben, bis eine letzte Welle sich schließt über ihrem nassen Grabe . . .

„Hölle und Teufel war das ein Wetter!“

Mit diesen Worten begrüßte Barnill seinen Vertrauten, der zur Ablösung auf der Kommandobrücke erschien. Der Pirat war wie aus dem Wasser gezogen. Seine Zähne klapperten vor Frost.

„Ich habe euch einen Punsch gebraut, wie ihr lange keinen mehr getrunken habt. Macht nur, daß Ihr in die Kabine kommt. Feuchte Kleider bringen Rheuma.“

„Gewaschen sind diese Lappen gründlich“, sagte Barnill lachend, indem er an sich herunterschaute. „Brauchen nur noch gebügelt zu werden, dann sind sie wie neu.“

„Sonst nichts Neues auf Wache?“ fragte Jago.

„Zwei Boote sind zum Teufel gegangen“, antwortete der Kapitän. „Es muß aber schon vor meiner Wache gewesen sein.“

„Kann sein. Bei dem Getöse habe ich nichts davon gemerkt. Übrigens ein halbes Wunder, daß sich nicht die ganze „Schwalbe“ in Wohlgefallen aufgelöst hat. Ein Schiff, das noch so seetüchtig ist, berechtigt zu großen Hoffnungen für die Zukunft.“

„Die kannst du fahren lassen. Es ist die letzte Reise. Ich hab's gesagt, und es bleibt dabei. Und wenn ich die Ware beim kleinen Tom abgeliefert habe, mag meinetwegen der alte Kasten verkaufen. Ein Käufer wird sich schwerlich dafür finden.“

„Allmählich fange ich an zu glauben, daß es Euch Ernst ist mit der Aufgabe des Geschäftes. Nachdem Ihr dem Ngil

die drei Leute entführt habt, dürft Ihr Euch nicht mehr hier sehen lassen.

„Deswegen meinst du? Da bin ich anderer Ansicht. Der wird gar nicht ahnen, daß ich ihm die Leute nahm. Bei dem Unwetter können sie umgekommen sein. Es wäre vielleicht auch geschehen, wenn ich sie weggeschickt hätte. Die werden froh sein, daß ich es nicht tat. Ich komme mir ganz merkwürdig vor als Lebensretter. Hahaha! Und war der Gedanke nicht geradezu klassisch? Ich soll dem Ngil drei Neger abkaufen und nehme sechs umsonst! Ja, bei Aufgabe des Geschäftes wird am meisten verdient. So, nun gute Wache. Steif gen Nordost, bis Land in Sicht kommt.“

Er glitt die Treppe hinab, um seine Kabine aufzusuchen. Der Küchenmatrose mit dem Punsch wartete schon auf ihn.

Ntonga stand vor der Kajüte des Kapitäns. Er wollte klopfen. Da er drinnen reden hörte, zögerte er. Sollte er es wagen? Er nahm einen neuen Anlauf. Es war zu spät. Jago, der auf der Brücke stand, hatte ihn bemerkt und rief ihn näher zu sich. Ntonga gehorchte. „Was schleichst du da herum?“ herrschte ihn der „Erste“ an. „Habe ich dir nicht deinen Platz angewiesen?“

„Ja, Herr. Doch ich wollte den Kapitän sprechen“, entgegnete Ntonga.

„So-o-o! Was verschafft denn dem Kapitän die Ehre deines Besuches, hä?“

„Ich wollte ihn bitten, uns etwas zu essen zu geben. Wir haben seit gestern früh nichts genossen. Zwei von uns auch gestern nichts.“

„Das ist ihre Schuld, mein Junge, ganz ihre Schuld. Und dir tut das Fasten gut. Mach nur schnell, daß du wieder an deinen Platz kommst. Leg dich hin und schlaf, dann vergeht dir der Hunger. Wenn ich dich aber noch einmal herum-schleichen sehe, erhältst du eine Tracht Prügel! Verstanden?“

„Ja, Herr, ich habe verstanden.“

„Na also. Dann marsch. Pack dich fort!“

Ntonga kehrte zu seinen Leidensgenossen zurück, die ihm sehnsüchtig entgegenblickten.

„Es hat nichts gegeben?“ fragte Ekonga enttäuscht.

„Nein. Mit dem Kapitän habe ich nicht gesprochen, und der lange, dumme Mensch, den sie Jago nennen, drohte mich verprügeln zu lassen, wenn ich noch einmal von hier weggehe.“

„Wir werden hier verhungern“, seufzte

Euti und guckte mit einem Auge nach Backbord, mit dem andern nach Steuerbord hinüber.

„Das werden sie nicht zulassen“, meinte Utonga. „Aber es scheint, daß nicht viel Lebensmittel an Bord sind.“

Mpesa streckte sich stöhnend aus und sprach: „Dann will ich schlafen, bis der Tod kommt.“

Und die sechs ungleichen Menschen, die das Schicksal jetzt so enge verbunden hatte, lagen dicht beieinander auf der Ladeluke und hingen traurigen Gedanken nach.

Utonga schob sich eine Saurole zurecht, legte den Kopf darauf und schaute zum Himmel. Der Plan für sein zukünftiges Leben war bald fertig. Elefa war nun für ihn verloren. Das schmerzte am tiefsten. Aber Gott hatte ihm das Leben gelassen, das auch verloren schien. Er wird es zu ertragen wissen. Wohin er auch kommen mag, er wird bei Menschen sein, die seine Arbeit schätzen. Er wird arbeiten, fleißig, gehorsam, ehrlich. Das muß ihm das Vertrauen seines Herrn erwerben. Vielleicht gelingt es ihm, sich freizukaufen, eine selbständige Anstellung zu erwerben. Wenn der Agil Elefa nur nicht tötet . . . Das Mädchen ist mutig . . . Wer weiß? Wenn er einen guten Herrn fände, bei dem ein Emporarbeiten möglich wäre . . . Er will den Kampf mit dem Leben aufnehmen. Wenn nur Elefa ihm erhalten bliebe . . . Wer weiß?

Er schloß ein.

Barnill, der sich nach dem warmen Morgenpunsch niedergelegt hatte, erwachte gegen Mittag mit einer, wie er sich selbst gestand, famosen Idee. Er ließ Utonga durch seinen Steward zu sich rufen. Utonga glaubte nichts anderes, als daß es nun doch etwas zu essen gäbe, und sah in dieser Erwartung ganz fröhlich drein.

„Was freust du dich so, mein Junge?“ fragte Barnill.

„Herr, ich dachte, jetzt gibt es zu essen.“

„So? Hast du solchen Hunger?“

„Ja, Herr Kapitän.“

„Du sollst zu essen haben, wenn es auch knapp ist. Doch habe ich dich nicht deshalb gerufen. Du sollst mein Diener sein, solange du auf dem Schiff bleibst. Wenn du dich gut führst, kannst du dir etwas ersparen. Ich kann dich dann auch deinem zukünftigen Herrn empfehlen. Du bist nicht dumm. Du wirst leicht Aufseher in einer Pflanzung werden oder sonst ei-

nen besseren Posten bekleiden. Dann hast du es gut.“

„Ich danke Herr! Ich werde mich gut führen.“

„Das hoffe ich. Jetzt geh zum Steward, der dich gerufen hat, und sage ihm, du sollst gleich das Frühstück hier auftragen für mich und den ersten Offizier.“

„Es wird geschehen, Herr Kapitän.“

Jago riß die Augen auf, als er an dem kleinen Tisch in der Kapitänskabine saß und Utonga erschien, um die Herren zu bedienen.

„Nicht wahr, du schaust?“ sagte Barnill. „Den habe ich mir als Diener zugelegt. Er versteht die Sache und spricht auch schon ziemlich Englisch. Ja, so ist's recht“, sagte er zu Utonga, „stell nur daher. Du hast wohl schon Steward gespielt?“

„Ja, Herr.“

„Wie ich doch meine Leute gleich immer richtig einschätze!“ lobte sich der Kapitän selbstgefällig.

Utonga freute sich über das neue Amt. Es schien ihm eine gute Vorbedeutung für die Zukunft und die erste Stufe zu einer besseren Lebensstellung. Die Arbeit lenkte seine Aufmerksamkeit von der Vergangenheit ab. Geschickt und willig entledigte er sich seines Probestückes.

Als das Frühstück beendet und Utonga hinausgegangen war, schüttelte Jago den Kopf.

„Das hätte ich aber nicht getan, Kapitän“, meinte er.

„Du hättest manches nicht getan, was uns Vorteil brachte“, entgegnete Barnill, „weil du nie weit genug siehst.“

„Dazu braucht man doch nicht weit zu sehen. Den Kerl in Eurer Kabine schalten lassen! Ihr könnt ja tun, was Ihr wollt. Aber ich traue dem Kunden nicht.“

„Merkst du nun, mein kluger Jago, daß du zu kurz siehst? Gerade weil ich ihm nicht traue, habe ich ihn genommen. So habe ich ihn immer unter den Augen. Ich habe ihm eine schöne Zukunft vorgemalt. Jetzt ist er zufrieden. Und das ist mir lieber, als wenn er im Winkel sitzt und schwarze Pläne schmiedet. So kommt er am besten über den Verlust seiner Freiheit hinweg. Und ich habe an ihm einen geschickteren und besseren Diener als an dem andern.“

„Das ist wohl richtig“, gab Jago kleinlaut zu, „aber trauen dürft Ihr ihm doch nicht.“

(Fortsetzung folgt)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Uebereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Vater D. Sauerland, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

zu beachten. Sie würden sonst nicht nur das sittliche Empfinden der katholischen Zillertaler tief verletzen, sondern auch von den Behörden beanstandet werden.

Ich bitte Sie, liebe Sommergäste, nehmen Sie diesen meinen Begrüßungsbrief so gut auf, wie er von mir gemeint ist. Es würde mich freuen, wenn ich Ihnen seelsorglich irgendwie Dienste leisten könnte. Ich stehe Ihnen in allen seelsorglichen Angelegenheiten jederzeit gerne zu Diensten.

So heiße ich Sie alle mit meinen Pfarrangehörigen herzlichst willkommen. Mögen Sie sich von Ihren schweren Berufsarbeiten hier ausruhen, gut erholen, um neu gestärkt zu Ihrem Beruf zurückkehren zu können mit dem Bewußtsein, angenehme Tage im Zillertal verlebt zu haben.

Dies wünscht Ihnen ergebenst
Josef Krappf, Pfarrer

Das antireligiöse Museum in Moskau. In dem ehemaligen Moskauer Kloster „Zu den Leiden Christi“ ist von den Bolschewisten ein antireligiöses Museum eingerichtet worden, über das der bekannte Journalist Arthur Runds in der „Neuen Freien Presse“ berichtet. Neben den bekannten Propagandaplakaten gegen die Religion sind hier in absichtlicher Regellosigkeit eine Menge religiöser Symbole, Bildwerke, Kultgegenstände aufgestapelt, mit der Absicht, zu zeigen, daß alle Religionen ohne Unterschied „auf derselben Stufe stehen“ und nichts anderes als „Systeme des Aberglaubens“ sind.

Da sind z. B. „als abgeschaffte Götter“ ein Zeus von Otricoli und ein Buddha einander gegenüber zur Schau gestellt; eine kultische Holzschneiderei aus Sumatra (ein Fährboot mit den Seelen Abgeschiedener auf der Reise ins Jenseits) steht neben ein paar Zauberpuppen, mit denen der kaukasische Bauer zur Zeit der Dürre den Regen herbeirufen wollte. Im Mittelraum ist die karikierte Wachsfigur eines Popen mit langem Bart aufgestellt, ringsherum Kultgegenstände und Erinnerungen an

die Herrschaftszeit der orthodoxen Kirche, u. a. auf einem Tisch ein Haufen Folterwerkzeuge.

Eine Hauptattraktion sind die in einer Glasvitrine aufbewahrten Gebeine des hl. Seraphim, die früher im Kloster von Sarow aufbewahrt wurden, dort hohe Verehrung genossen und von zahlreichen Wallfahrern aufgesucht wurden. Das Museum besitzt auch einen „positiven Abschluß“: Gewissermaßen als „neue Götter“ sind Bildwerke der angeblichen Befreier von der Religion aufgestellt, eine Statue Demokrits z. B., eine Riesenplastik Giordano Brunos, Porträts von Lenin, Stalin, Kalinin, Marx usw.

Das Museum wird meist gruppenweise besucht; ein Demonstrator erklärt die ausgestellten Objekte und sucht den Zuhörern die Tendenz möglichst deutlich einzuprägen. Die Ausstellung zieht oft seltsame Besucher. Der Direktor Letunow erzählte z. B. dem berichtenden Journalisten, daß eine alte Frau, die durch die Fürbitte des hl. Seraphim von einer schweren Krankheit geheilt worden zu sein glaubt und seither aus Dank dafür jeden Monat einmal nach Sarow zum Grab des Heiligen pilgerte, seit der Übertragung der Gebeine des hl. Seraphim in das antireligiöse Museum monatlich dieses aufsucht und bei jedem Besuch auf die Ecke der Museumsvitrine einen kleinen Blumenstrauß niederlegt. Wahrhaft ein rührender Beweis tiefer Gläubigkeit und ungebrochener Gelöbnistreue!

Msr. Kasimir Bajerowicz, Direktor des päpstlichen Werkes zur Verbreitung des Glaubens, hat den Anteil Polens an der Missionstätigkeit der Kirche ermittelt. Gegenwärtig sind in den Missionen 69 polnische Priester tätig, von denen 49 zu verschiedenen religiösen Kongregationen in den einzelnen Apostolischen Vikariaten gehören; 2 Missionsbezirke sind polnischen Missionären anvertraut: das Apostolische Vikariat in Brokenhill in Südafrika, wo 40 polnische Jesuiten tätig sind, und ein Teil des Apostolischen Vikariats von Henting-Tu in China.

Gebetserhörungen

Beuthen: S. S. Anbet den Beitrag zur Kaufe eines Heidenkinds „Joseph“ als Dank der Rosenkranzkönigin, dem hl. Joseph und der hl. Theresia für erhaltene Gnaden.

E. B. t. B.: Anbet . . . Mf. für ein Heidentind als Dank für Hilfe in einer Rentenangelegenheit.

Düsseldorf: Dank dem hl. Judas Thaddäus und

dem hl. Antonius für Erhaltung der Stelle und bitte um weitere Hilfe.

A. A.: . . . Mf. als Dank zur Kaufe eines Heidenkinds mit der Bitte um weitere Hilfe.

J. A. H.: Dank der hl. Familie und dem hl. Judas Thaddäus für schnelle Hilfe. Veröffentlichung war versprochen.

Hohenborn: P. M. Dank der Ib. Mutter v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius, der hl. Theresia v. K. I. und den armen Seelen für Erhörnung in Anliegen.

A. A.: Eine Berg-Leserin sendet beiliegend . . . Mt. Antoniusbrot für Erhörnung in einem Anliegen und bittet um weitere Hilfe.

A. A.: Dem hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Johannes und dem hl. Jakobus innigsten Dank für Erhörnung in schweren Anliegen.

Waldshut: Dank der Ib. Mutter v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Joseph, hl. Antonius und den armen Seelen für Hilfe in schweren Anliegen und Wohnungsangelegenheit.

Neustadt: Dank dem hl. Joseph, dem sel. Br. Konrad und dem hl. Franz Xaver für erlangte Hilfe.

Oberböblich: Dem hft. Herzen Jesu, dem hl. Antonius, hl. Hubert und der hl. Rita sei innigster Dank gesagt für Hilfe in Todeskrankheit.

A. A.: Öffentlicher Dank dem hft. Herzen Jesu, seiner Ib. Mutter, dem hl. Joseph und allen Heiligen, die uns in schwerem Anliegen geholfen haben. Anbei Betrag für ein Heidenkind.

Dank dem hl. Joseph, hl. Aloysius und dem hl. Antonius für bestandenes „Einjährige“. Veröffentlichung war versprochen.

Gebetsempfehlungen

Dunstfingen: Eine schwer heimgesuchte Familie bittet um das Gebet für ein lahmes Kind zur Schmerzh. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius, sel. Br. Konrad und zur hl. Theresia. Clupsko: Bitte ums Gebet in einer schweren Prüfung Gottes und um Gesundheit.

Eine Familie bittet ums Gebet zum hft. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus und zur hl. Theresia v. K. I. um Hilfe in einer Rentenangelegenheit und verschiedenen Anliegen.

Altenstadt: Ein Abonment bittet ums Gebet in einem schweren Anliegen um Arbeit und Gesundheit. Bei Erhörnung Almosen.

Mainburg: Eine Berg-Leserin bittet um das Gebet zum hft. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph und zu den armen Seelen um Hilfe in einem besonderen Anliegen. Bei Erhörnung Veröffentlichung und Heidenkind versprochen.

Eine Mutter bittet ums Gebet zum hft. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zur hl. Theresia v. K. I., zum hl. Antonius und zu den 14 hl. Nothelfern, damit ihre Enkelkinder zur kath. Schule geschickt werden, damit ihr Schwiegersohn die Gnade erhält, sein gegebenes Versprechen, zur kath. Kirche überzutreten, ausführt und um besseren Geschäftsgang und eine gute Lehrstelle für ihren Enkel.

Bühl: Bitte innigst um das Gebet in schweren Seelenleiden.

Ungenannt: Eine Förderin bittet um das Gebet zum hft. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter Gottes, zu den 14 hl. Nothelfern und zum hl. Antonius in verschiedenen schweren Anliegen.

V. R. R. 100: Bitte um inniges Gebet um guten Ausgang in einer wichtigen Sache.

Beuthen: Bitte ums Gebet zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und zu den armen Seelen in schwerer Geldnot; zur Schmerzh. Mutter und zur hl. Theresia um Frieden in der Familie.

Beuthen: Bitte um eine neuntägige Andacht in einem schweren Anliegen.

Gr. B.: Ein kranker Leser bittet um eine neuntägige Andacht zur Ib. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zu den armen Seelen um Wiedererlangung der Gesundheit. Anbei Almosen für die Mission.

R. B. R.: Eine Berg-Leserin bittet um das Gebet zum hft. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius, hl. Joseph und zu den armen Seelen in besonderen Anliegen. Bei Erhörnung Missionsalmosen versprochen.

C. A.: Eine Berg-Leserin bittet um eine Novene zur göttlichen Vorsehung, zur Ib. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zur hl. Mutter Anna in einem schweren Anliegen um guten Ausgang einer Sache.

C. R.: Ungen.: Eine besorgte Mutter bittet um das Gebet zum hft. Herzen Jesu und zur schmerzhaften Mutter für ihre Tochter in einem

besonderen Anliegen und um glückliche Standeswahl.

Eine Wohltäterin bittet um eine neuntägige Andacht zum hft. Herzen Jesu und zum hl. Joseph für ihren jüngsten Sohn um Sinnesänderung in der Standeswahl.

Halbendorf: Eine Leserin bittet ums Gebet zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zu den 14 hl. Nothelfern und zur hl. Familie um günstigen Kauf eines neuen Gutes und in sonstig. Anliegen.

Oppeln: Eine Abonmentin bittet ums Gebet zum hl. Joseph u. hl. Jud. Thaddäus um Befehung ihres verirrten Sohnes und um Erhaltung seiner Lehrstelle.

Wilburgstetten: Eine Berg-Leserin bittet um das Gebet zum hft. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, zum sel. Bruder Konrad und zu den armen Seelen um Heilung eines schweren Knochenleidens an der rechten Hand. Antoniusbrot versprochen.

Eine Berg-Leserin bittet um eine Novene zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zur hl. Theresia v. K. I. um baldige glückliche Heirat und Segen im Ehestande.

A. A.: Eine Mutter bittet um eine neuntägige Andacht zum hft. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zum hl. Judas Thaddäus um ein glückliches Examen für ihren Sohn.

Mülheim: Eine Mutter bittet ums Gebet zur Ib. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Antonius und hl. Judas Thaddäus in schweren Anliegen. Bei Erhörnung Almosen.

Göh: Eine Wohltäterin bittet in einem schweren Anliegen ums Gebet zur Ib. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Aloysius und zu den 14 hl. Nothelfern.

Hoch: Bitte um das Gebet zur Ib. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum göttl. Herzen Jesu und zur hl. Theresia in schweren Gerichtssachen.

Königswinter: Eine Berg-Leserin bittet ums Gebet für ihren Bruder, der durch ein Unglück das Augenlicht verloren hat, daß er als Vater und Ernährer seiner Familie erhalten bleibe und die Gesundheit wiedererlange.

Witten: Eine Wohltäterin bittet um eine Novene zum hft. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius und zu den armen Seelen um friedlichen Ausgang in sehr unangenehmen Familienverhältnissen.

A. A. bittet ums Gebet zum hft. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Jud. Thaddäus, zum Vater Kolping und zur hl. Theresia in verschiedenen Anliegen.

Stolberg: Eine Berg-Leserin bittet um das Gebet in einer neuntägigen Andacht zum hft. Herzen Jesu, zur Ib. Mutter Gottes, zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius, zur hl. Theresia und zu den armen Seelen um Sinnesänderung ihres Gatten und um Hilfe in schweren Anliegen und in Wohnungsachen.

J. M.: Bitte um das Gebet zum hft. Herzen

Jesus, zur Ib. Mutter Gottes, zur hl. Mutter Anna, zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius, zur hl. Rita und zu den armen Seelen um Erhöhung in schweren Anliegen.

A. A.: Bitte um das Gebet zum hl. Herzen Jesus, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus, hl. Antonius, zur hl. Theresia und mehreren anderen Heiligen um Hilfe in Geldsorgen und Erlangung einer Stelle.

Ottersweier: Eine Berg-Leserin bittet um das Gebet in schweren Anliegen.

S. F.: Ein Berg-Leser bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesus, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, und hl. Antonius um Hilfe in geschäftlicher und finanzieller Not und anderen Anliegen.

A. A.: Ein Leser, dessen Mutter krank, er arbeitslos und dazu noch kriegsbeschädigt ist (ohne Rente), bittet um das Gebet zum hl. Herzen

Jesus, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus, sel. Bruder Konrad, zur hl. Theresia und zu den armen Seelen um Hilfe, um gute Stellung und Gesundheit.

S. A. S.: Bitte um das Gebet zur Ib. Mutter Gottes und zum hl. Antonius um guten Ausgang einer Operation, um baldige Gesundheit und Erhöhung in schweren Anliegen.

Mittelwalde: Bitte um das Gebet zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius, zu den 14 hl. Nothelfern und zu den armen Seelen um guten Ausgang einer Rentenangelegenheit.

Lyfershausen: Bitte um das Gebet zur Ib. Gottesmutter, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zu den armen Seelen in schweren Anliegen.

Bitte um das Gebet um Fortschritt in der Schule und in einem Seelenanliegen.

Es starben im Herrn

Würzburg: Ehrw. Br. Eugen Haberberger.
Wattenheim: Elisabeth Matthy, eine lang-jährige Förderin des Bergheimnichts.
Frl. Franziska Widling, eine Wohltäterin unserer Mission.

Brooklyn: Frau John Heinlein. Buffalo: Simon Klein, Katharina Laufer, Georg Siffinger. Buffalo: Aneß Sigl. West Point: Frank Dendinger. Columbus: Eugenie Huber. Reading: Gertrude Stadelmayer.

Eppertshofen: Michael Kaiser. Bogen: Kaver Obermeyer. Elzach: Franziska Wangler. Rudenberg: Jakobine Höfler. Motten: Anton Seitsch, Rosa Schuhmann. Enfenbach: Georg Klamann. Katharina Roth. Habsheim: Josefine Bury. Ottersweier: Frau Straub. Wehr: Berta Schbach. Hüpfeld: Franziska Kaltwasser. Cubigheim: Anton Diez. Rielasingen: Jakob Wagnmüller. Birkenhördt: Margarethe Megger. Würzburg: Josef Mainhart. Oberstötzingen: Michael Buhl. Apfel-

bach: Theresia Brähler. Lann: Theresie Edermanger. Karlsruhe: Elisabeth Giesler. Schönthal: Maria Wagner. Herberlingen: Rosina Dehm, Anna Siebenrod. Kaver Dilewanger, Anna M. Luy. Heustreu: Ottilie Höberlein. Bruck: Stephan Gehrich. Untergimpeln: Maria Luy. Lyfershausen: Josef Bröder. Holzkrähaußen: Maria Schür. Borgholz: Frau Witwe Gütthoff. Rech: Frau Sebastian. Kempen: Jakob Lods. Rheine: Alfons Brendsen. Malberg: Johann Dehos, Frau Streit. Gertrud Wallerang. Borgholz: Frau Joh. Volkmann. Dsnabrück: Elisabeth Topin. Volksefeld: Philipp Müller. Waldeß: Anna Bruni. Münsterseifel: Frl. J. Kölsch. Krefeld: Margarete Bongary. Birkesdorf: Josefa Bods. Hergarten: Herr Koch. Meppen: Gerhard Schwennen. Fuchswiese: Johann Mattonet. Würzburg: Christine Schmezer, Maria Göbel, Lorenz Gismann. Dutenbrunn: Maria Ebert. Seitenberg: Paul Breitshäbel.

Empfehlenswerte Bücher

Du meine Mutter — ich dein Kind. Ein Marienbüchlein von Andreas Obendorfer. 32 S. Text und 8 Bilder in bestem Kupfertiefdruck. Preis 40 Pfg. Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 13, Friedrichstraße 18.

„Du meine Mutter — ich dein Kind!“ Ein überaus liebes Büchlein. Es ist Maria, der Gottesmutter, gewidmet und soll Liebe zu ihr und Vertrauen auf die Macht ihrer Fürbitte in unsere Herzen hineinbringen.

Die Heimat des Heiligen Geistes. Ein Heilig Geist-Büchlein von A. Obendorfer. 32 S. Text und 8 Kupfertiefdruckbilder. Preis 40 Pfg. — Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München

Ein Pfingstbüchlein, sehr geeignet zur Lesung in der Zeit der Pfingstnovene! Dieses Schriftchen handelt von der Heimat des hl. Geistes. Er wohnt in den Tiefen der Gottheit als die ewige Liebe des Vaters und des Sohnes. Möge durch das Büchlein der Gottesgeist noch mehr bekannt werden bei unserem katholischen Volke!

Eine Kindesseele. Guido von Fontgalland 1913 bis 1925. Neuausgabe des Büchleins „Vitus.“ 11.—15. Taus. Neu übertragen nach dem 135. Taus. der franz. Ausgabe von Joseph Suntes S. V. 80 S., kart. Schumannschlag mit Guidos Bild und Illustrationen. Preis 60 Pfg. Verlag des „Eucharist. Völkerbundes“ Wien IX, Cantiusgasse 23.

Unter den bisher in deutscher Sprache erschienenen Lebensbeschreibungen ist dieses schmucke Büchlein bei so tiefem Preis wohl die reichhaltigste. Möge es viele Freunde gewinnen!

DER GROSSE HERDER

12 Bände
und 1 Atlas

**Der neue Typ
des Lexikons**

**Gründlich und lebendig,
zuverlässig u. impulsiv**

Band 1 erscheint Sommer 1931

Verlangt Probeheft!

Verlag Herder, Freiburg i. Br.

Mariannhiller Jubiläumskalender 1932

Zum 50jährigen Bestehen der Mariannhiller Mission
unsern Wohltätern, Förderern und Freunden gewidmet.

Die Jubiläumsausgabe dieses Kalenders ist in besonderer Weise ausgestattet. Gediener Lesestoff aus der Gründungszeit und Fortentwicklung der Mariannhiller Mission bis auf heute wechselt ab mit Unterhaltendem und Belehrendem, Heiterem und Ernstem mit einer Fülle von Illustrationen, darunter zahlreiche Vollbilder. Ein Wandkalender und zwei hervorragend schöne Buntbilder sind dem Lesekalender, der eine wirkliche Festgabe ist, beigelegt. — Das Mittelstück des Umschlages zeigt den Gründer Abt Franz Pfanner nach einer Büste des Professors Weckbecker, München. — Aus dem Inhalt sei unter anderm angegeben: 50 Jahre Mariannahill — Der gute Hirte, historische Erzählung — Aus der Gründungszeit Mariannahills — Ein Wiedersehen — Margarethe, geschichtl. Erzählung — Vom religiösen Leben des Zuluvolkes — Das Duell, eine heitere Geschichte — Der Brief der Mutter usw. usw. Die Beiträge sind von bekannten und geachteten Mitarbeitern. — Das Kalendarium ist völlig neu ausgebaut und findet mit seinen landwirtschaftlichen Hinweisen großen Anklang bei der Landbevölkerung. — Das Preisrätsel, für das 200 Preise ausgesetzt sind, ist diesmal besonders originell.

**Wir dürfen die sichere Erwartung aussprechen, daß der
Festkalender bei seinem geringen Preis von**

60 Pfennig

**den vollsten Anklang des gesamten Leserkreises finden
wird und bitten deshalb auch um Weiterempfehlung.**

Zu beziehen durch unsere Vertretungen